

# Die kleine freiwirtschaftliche Bibliothek

Wege zur Natürlichen Wirtschaftsordnung  
bzw. Marktwirtschaft ohne Kapitalismus

zusammengestellt  
von  
Tristan Abromeit

Dezember 2007

[www.tristan-abromeit.de](http://www.tristan-abromeit.de)

Text 56.42.1

(1+51 Seiten)

*Die Gefährten*

Monatsschrift für Erkenntnis und Tat

Heft 33 /1949

u.a. Hans Timm: Das erste Freigeld

# Die Gefährten

Monatsschrift für Erkenntnis und Tat

Heft-Nr. **33** S. 541—592

JOHANNES FLECK

## **Von der Ganzheit des Menschen**

ROLF ENGERT

## **„Sollst mir ewig Suleika heißen“ !**

PROUDHON-GESELL

## **Ziel und Weg**

HANS TIMM

## **Das erste Freigeld**

WILHELM BRACHMANN

## **Wünschbarkeiten und Wirklichkeiten**

KARL MELZER

## **Film in der Krise**

C. BÖHMER

## **Vergeltung oder Vergebung**

ELFRIEDE WENZEL

## **Mutterrente in Schweden**

*Inhalts-Verzeichnis auf nächster Seite*

September-Dezember 1949 - Verlagsort Lauß/Pegnitz  
Einzelheft 90 Pfennig

RUDOLF ZITZMANN VERLAG

# Die Gefährten

Monatsschrift für Erkenntnis und Tat

Lauf (Pegnitz) - Heft 33 - September/Dezember 1949

Herausgeber: Rudolf Zitzmann - Redaktion: Karl Walker,  
Berlin-Lichterfelde-Ost, Schütte-Lanz-Straße 27 - Verlag:  
Rudolf Zitzmann Verlag, (13a) Lauf bei Nürnberg, Espan-  
straße 1 (Tel. 218), Postscheckkonto Nürnberg 38815.

## INHALT:

Von der Ganzheit des Menschen . . . . .	Johannes Fleck	543
Das Werk . . . . .	Hanna Führer	547
„Sollst mir ewig Suleika heißen“ . . . . .	Rolf Engert	548
Ziel und Weg . . . . .	Proudhon-Gesell	552
Das erste Freigeld . . . . .	Hans Timm	555
Das goldene Kalb . . . . .	Holzschnitt von F. Haacken	559
Märchenhafte Goldfunde . . . . .		559
Wünschbarkeiten und Wirklichkeiten	Wilb. Brachmann	560
Film in der Krise . . . . .	Karl Melzer	565
Sozialismus . . . . .	Leo Tolstoi	568
Neue Wege zur Wohnungsbaufinanzierung	Herbert K. R. Müller	569
Diskussion:		
Vergeltung oder Vergebung . . . . .	C. Böhmer	572
Das größte Problem, vereinf. durchschaut!	Kurt Göddertz	575
Von den verkappten Religionen . . . . .	Fox Reiner	577
Vaterrecht oder Mutterrecht? - Menschenrecht	Hans Pohl	580
Weltsprache! — aber welche? . . . . .	Dr. A. Lohkamp	581
Für die Frau: Mutterrente in Schweden	Elfriede Wenzel	583
Chronik der Zeit . . . . .	K. W.	585
Aus der Freiwirtschaftsbewegung . . . . .		586
Vom Büchertisch: Barbara Wootton: Freiheit in der Plan- wirtschaft; Adolf Grimme: Vom Wesen der Roman- tik; V. O. Stomps: Fabeln der Traumgesichte . . . . .		588
Verlagsankündigungen und Anzeigen . . . . .	ab	589

Die Gefährten erhalten Sie in Ihrer Buch- oder Zeit-  
schriftenhandlung oder geradewegs vom Verlag, im Postabon-  
nement beim zuständigen Postamt. Preis: vierteljährlich DM  
2.70 zuzüglich Zustellgebühr, Einzelheft 90 Pfg.; für die Ost-  
zone z. Zt. nur direkt vom Verlag vierteljährlich Ostmark  
4.50. Zahlungen auf Postscheckkonto Nürnberg 38815, Berlin-  
West 34933, Berlin-Ost 166222 für den

**Rudolf Zitzmann Verlag**  
**Lauf bei Nürnberg**

*Diese Blätter gehören den Suchenden!*

In einer Welt der Auflösung und der ratlos-flieberhaften Sorge um die Begründung einer besseren Lebensordnung wollen diese Hefte zu neuen Ufern des Denkens, der Weiterkenntnis und der Lebensgestaltung führen. Um uns brandet der große zeitbewegende Streit um die Sozialordnung der Zukunft. In diesem Streit haben „die Gefährten“ ihren Standpunkt weder im Lager der kapitalistisch-individualistischen, noch in dem der kollektivistisch-sozialistischen Welt bezogen; sie stehen vielmehr mit neuen Erkenntnissen und Einsichten ausgerüstet auf einer völlig anderen Ebene, von der aus die Verirrungen dieser beiden streitenden Kampfgruppen mit überwältigender Klarheit deutlich werden. Hier, auf dieser Ebene und in diesen Hefen erschließen sich die Möglichkeiten einer Neuorientierung. Aus einer auf die Menschenrechte, auf Freiheit, Bürger- und Völkerfrieden ausgerichteten Geisteshaltung heraus vertreten und erklären „die Gefährten“ Forderungen, Maßnahmen und Reformen, die auch in der fast hoffnungslos erscheinenden Lage der Gegenwart angesetzt werden und diese in organischer Entwicklung zum Besseren gestalten können. Und von der gleichen Warte aus wird hier auch zu den großen politischen Fragen der Zeit Stellung genommen.

Weltanschaulich-philosophisch wie auch in Bezug auf wirtschaftlich-wissenschaftliche und soziologische Erkenntnisse wurzeln die in diesen Blättern verfochtenen Gedanken und Bestrebungen in der von SILVIO GEsELL begründeten Freiwirtschaftslehre. Mit Gesells „Natürlicher Wirtschaftsordnung“ zeichnet sich — jenseits des klassischen Liberalismus und jenseits der Ideen des Kollektivismus — erstmalig die Möglichkeit ab, die unveräußerlichen Menschenrechte der Freiheit mit den Grundmotiven des Sozialismus, mit der sozialen Gerechtigkeit in Übereinstimmung zu bringen. Diese Möglichkeiten aufzuzeigen und in einfachen klaren Worten verständlich zu machen, das ist die selbstgewählte Aufgabe dieser Blätter — und so wollen sie allen denen, die aus lauterem Herzen und in ehrlicher Denkarbeit nach einer Lösung suchen, führende und mitreißende Gefährten sein auf dem Wege in eine bessere Zukunft.

\*

Bei Einsendungen an die Redaktion Rückporto beifügen. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr - Zeitschriften für die Redaktion bitten wir zu senden an: Karl Walker, Berlin-Lichterfelde-Ost, Schütte-Lanz-Str. 27; alle übrigen Anfragen und Anzeigen an den Rudolf Zitzmann Verlag, Lauf bei Nürnberg - Verantwortlich für den Anzeigenteil: Heinz Oskar Gormanns. Printed in Germany by Julius Steeger & Co., Bayreuth - Nachdruck mit Quellenangabe gestattet - Copyright 1946 by Rudolf Zitzmann Verlag, Lauf bei Nürnberg.

## Von der Ganzheit des Menschen

von Johannes Fleck

Unser Leben hier auf Erden hängt davon ab, daß wir ganze Menschen sind. Ebenso, wie Gebrauchsgegenstände und Geräte, wenn sie nicht mehr ganz sind, unbrauchbar werden, so müssen auch wir Menschen, um ein menschenwürdiges Leben führen zu können, unsere Ganzheit bewahren. Geht einem Volk oder einem ganzen Zeitalter die Ganzheit verloren, dann bilden sich krankhafte Zustände heraus, wie wir sie heute in der ganzen Welt beobachten, erleben und miterleben müssen. Die Frage nach der Ganzheit ist uralte und der eigentliche Kern aller Philosophie. Denn ganzheitliches Denken und zusammenfassende Sinnggebung ist die schöpferische Synthese, die allem analytischen Verstandesdenken erst seinen lebendigen Sinn und Inhalt geben. Die Frage nach der Ganzheit wird von denen, die sie besitzen, nicht gestellt, für die anderen aber ist es schwer, sich die verlorene Ganzheit auszudenken und vorzustellen. Der einfache und noch nicht verbildete Mensch, der ohne über sich selbst viel nachzudenken anständig und naturverbunden sein Leben führt, hat sich wohl noch am meisten seine Ganzheit bewahrt. Der moderne zivilisierte Mensch aber, der im politischen und wirtschaftlichen Leben steht, hat heute seine Ganzheit mehr oder weniger eingebüßt. Für ihn ist das Leben in Subjekt und Objekt, in Geist und Materie und Gott und Welt, in einen Dualismus aufgespalten, auf dem sich unsere gesamte Bildung aufbaut und den diese zur Voraussetzung hat. Noch im Mittelalter war diese Aufspaltung insofern nicht bedenklich, weil die seelische Bindung an die übersinnliche Macht über uns, die wir Gott nennen, noch stark genug war. Als aber mit der sogenannten Aufklärung die seelische Bindung verblaßte und der Mensch sich anmaßte, allein mit seinem Verstande sein Leben meistern zu können, ging die Ganzheit allmählich verloren und hat zu der Verwahrlosung geführt, in der wir heute leben. Die Wissenschaft hat die Natur bis zu den Elektronen und Ionen aufgespaltet und uns damit ungeheure Kräfte aufgezeigt und freigegeben. Sie hat uns befähigt, eine Zivilisation aufzubauen, zu deren Erhaltung uns aber die sittliche Kraft und der aufrichtige Wille fehlen. Das besondere Merkmal der heutigen Zeit ist, daß wir anders handeln als wir reden. Die dunklen Triebe in uns sind stärker als unser Wille.

Die Frage nach der Ganzheit des Menschen ist zunächst die Frage, ob es eine Welt gibt, die unabhängig vom Menschen und auch ohne diesen vorhanden ist. Daß die Welt so vorhanden ist, wie wir sie dinghaft und materiell wahrnehmen, wird niemand bezweifeln. Welt und Mensch sind aber eine unzertrennbare Einheit, da der Mensch ohne seine Welt undenkbar ist. Wenn wir uns die Welt jedoch ohne den Menschen vorstellen, dann bleibt diese vorgestellte Welt noch immer an unserem Vorstellungsvermögen haften, denn etwas anderes können wir uns nicht ausdenken. Wir bleiben also, wie wir uns auch drehen und wenden, an unserer Welt haften, weil diese ein Teil von uns ist und können die Welt nicht von uns loslösen. In unserer Welt sind wir sozusagen in einen Denk- und Vorstellungsbereich eingeschlossen, der uns gleichsam in einer totalen Reflexion gefangen hält. Alles, was wir uns als außer-uns-seiend vorstellen, und wenn es die entferntesten Gestirne und graue Vorzeiten sind, prallt doch wieder auf uns selbst zurück und fordert von uns

die Sinnggebung nach unserer Denkfähigkeit. Der Verstand analysiert unsere Wahrnehmungen als die Welt und zerspaltet diese heute bis in die kleinsten Atome. Unser Herz und unsere Seele dagegen führen in der Synthese das Erkannte sinnggebend wieder zu uns selbst zurück in der Ahnung, daß das von uns zerspaltete Weltbild aus einer nicht vorstellbaren Einheit und Ganzheit stammt, also von Gott, zu der wir es wieder zurückführen müssen. Der Verstand begreift die Welt nur, wie sie uns durch das Filter unserer Sinnesorgane erreichbar ist, das Herz aber ahnt, wie diese „eigentlich“ ist, ohne die Fähigkeit zu besitzen, diese Ahnung in Worten begrifflich auszudrücken.

Die Zerstörung unserer Ganzheit besteht heute darin, daß wir in der Analyse des Verstandes sozusagen stecken bleiben und nicht mehr zu uns selbst zurückfinden. Die Rückwirkung dieser Stockung oder Stauung ist das Vorherrschen von Selbstsucht, Machtbedürfnis, Bosheit, Lüge und Haß. Es fehlen als Gegengewicht die Kräfte der Seele, die Vertrauen, Selbstlosigkeit, Ehrfurcht und Liebe ausstrahlen.

Wir müßten fühlen, daß wir nicht zusammenhanglose Einzelheiten vor uns haben, sondern daß alles sinnverbunden ist und sich zu einer höheren Einheit und Ganzheit zusammenfügt.

Unsere Sinnesorgane sind aber offenbar viel zu grob und unvollkommen, um die Reinheit und Klarheit des Lebens wahrnehmen zu können und auf uns wirken zu lassen. Wir sind vielmehr darauf angewiesen, diese einheitliche Ganzheit des Geschehens erst zu zerspalten und zu analysieren etwa so, wie ein Prisma das weiße Sonnenlicht in die Vielheit der Regenbogenfarben aufspaltet. Auch die Lebendigkeit des Alls können wir nicht in ihrer ganzen Fülle und Reinheit wahrnehmen, sondern nur in der Abstufung von Mensch über Tier und Pflanze bis zur Materie, an der wir kein Leben mehr wahrnehmen können. Für diese Auffassung spricht auch, daß wir kein Leben, das vollkommener ist, als das unsrige, sinnlich wahrnehmen können, daß also das Leben erst bei uns Menschen anfängt. Wir sprechen von der organischen und anorganischen Natur, obschon alles lebt. Unser Vermögen, die Lebendigkeit des Lebens wahrzunehmen, schwächt sich offenbar etwa so ab, wie die Kraft des Lichtes mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt, stufenweise vom Menschen über Tier und Pflanze bis herab zur Materie. An uns selbst und an unseren Mitmenschen erleben wir die Lebendigkeit am stärksten, schwächer am Tier, dem wir nur einen Instinkt zubilligen, wieder schwächer an der Pflanze, die fest mit dem Boden verwurzelt ist, und gar nicht mehr an der Materie, die wir für leblos und anorganisch halten. Wenn wir also an Mensch, Tier, Pflanze und Materie verschiedene Lebendigkeiten wahrnehmen, dann liegt dies nur an unseren Sinnesorganen und nicht an der Lebendigkeit des Alls, das in unverminderter Kraft auf uns einströmt und uns beeindruckt. Die verschiedene Lebendigkeit löst sich sozusagen auf oder verwandelt sich in die Verschiedenheit des Abstandes, den wir anscheinend von den verschiedenen Lebewesen und Dingen haben.

Was mit uns Menschen geschieht, wenn wir sterben, wissen wir nicht. Da aber kein Leben in ein Nichts zerfließen kann, müssen wir damit rechnen, — und der religiöse Mensch ist davon überzeugt —, daß unser Leben nach dem Tode in einer uns unbekanntem Weise weiter geht. Mit dem Tode entfernt sich der Mensch gleichsam nur aus dem Wahrnehmungsbereich der Nachlebenden. Der Abstand zwischen diesen und dem Toten wird plötzlich so groß, daß der Tote für uns zur Materie wird. Daß er dennoch „leben“ soll, das kann natürlich der Verstand nicht begreifen, weil er sich an die sinnliche Wahrnehmung halten muß. Unser Herz und Seele fühlen dies aber, denn Gott als höchste Vorstellung des kosmischen Alls ist allgegenwärtig.

Wenn wir ganze Menschen sein wollen, müssen wir unsern Verstand und

unser Herz gleichwertig in uns wirken lassen. Wir dürfen nicht beanspruchen, alles Geschehen nach dem Grundsatz von Ursache und Wirkung erklären zu können und uns unterfangen, unser Gemeinschaftsleben nach denselben Grundsätzen zu ordnen und zu leiten, die wir zur Nutzung der Natur z. B. in der Technik anwenden. Auf diese Weise ist der Mensch in die Knechtschaft der Maschine, die er selbst geschaffen hat, geraten. Die Auflehnung der Fabrikarbeiter gegen diese Entwürdigung des Menschen war die notwendige Folge, und ein seelenloser Bürokratismus und inhaltloses Parteigetriebe zermürben und vergewaltigen heute die Menschheit.

Unser materielles Weltbild sieht so aus: Der Mensch lebt auf dem Planeten Erde, der sich seinerseits um die Sonne dreht, die auch nur eins der unzähligen Gestirne im kosmischen Raume ist. Alles aber ist in Bewegung und dauernder Veränderung begriffen. Wo finden wir da noch einen festen Halt und Ruhepunkt, während der Mensch immer kleiner und unbedeutender wird? Im Gegensatz dazu entdecken wir heute in der kleinsten Welt der Atome ein unheimliches Leben und ungeheure Kräfte, für die alle bisherigen Begriffe versagen. Wo wir hinsehen, ist alles mit Energien und Spannungen geladen, deren wir Menschen niemals Herr werden können. Der Boden, auf dem wir fest zu stehen glaubten, ist für den rein materiell eingestellten Menschen ins Wanken geraten. Wie anders aber gestaltet sich das Weltbild, wenn wir uns als die Offenbarung des göttlichen Alls hier auf Erden betrachten. Über allem steht das All. Soweit wir dieses als außer-uns-seiend sinnlich wahrnehmen und bewußt begreifen, nennen wir es die Welt und den Kosmos und an uns selbst unser Ich und unsern Körper, soweit wir es sinnlich nicht wahrnehmen, *seine Wirkung aber fühlen*, den Geist und unbewußt in uns selbst *unsere Seele* und als Höchstes des Alls *Gott*. Damit wird alles Geschehen auf den einheitlichen Nenner des lebendigen Alls gestellt. „Gott“ muß daher unendlich viel mehr sein als eine Person nach menschlichem Maßstab. Gott ist der „Sinn der Welt“ und die Welt die Verkörperung der „Gedanken Gottes“. Der Mensch ist Gott und Welt in eins. Der Kampf und Ausgleich zwischen gut und böse, Geist und Materie, Körper und Seele vollzieht sich in jedem einzelnen von uns, und von dem Ergebnis hängt es ab, wie der einzelne Mensch, ein Volk oder ein ganzes Zeitalter beschaffen sind. Die Geschichte lehrt uns, daß unsere Erkenntnis zu keinen für alle Zeiten allgemeingültigen Ergebnissen führt, sondern sich dauernd wandelt und immer wieder andere Gestalt und anderen Inhalt annimmt, weil das Leben nicht starr, sondern lebendig ist. Auch die von uns gefundenen Naturgesetze sind nichts anderes als ein Spiegelbild unserer Denk- und Begriffsfähigkeiten, auch wenn sie uns für die Nutzung der Natur einen brauchbaren Halt geben.

Betrachten wir nun den Vorgang unseres Leben genauer, dann können wir von vier aufeinanderfolgenden Takten sprechen, die sich jedesmal mit Gedankenschnelle in uns abspielen. Im ersten Takt nehmen wir etwas rein sinnlich wahr und antworten mit unserem Gefühl und unbefangener Anschauung, so wie es jedes Kind tut. Im zweiten schaltet sich der Verstand ein und ordnet die Wahrnehmung in die bekannten Begriffe ein oder bildet neue Begriffe. Wir erkennen und begreifen. Dabei hat unser Verstand die vorgenannte Aufspaltung und Analyse vorgenommen, die uns den Reichtum der Welt vor unsern Augen entfaltet. Verstand und Herz befinden sich dabei meist noch im Gleichgewicht. Im dritten Takt vollzieht sich in uns der Kampf und Ausgleich zwischen dem Gefühl, der Seele und dem Verstande, ob wir in der Analyse des Verstandes steckenbleiben und die Seele unterdrücken und böse und egoistisch werden oder auf die Stimme unseres Herzens hören und den Weg zu uns selbst zurückfinden. Wir entscheiden uns und handeln. Die Alltagsarbeit wird zur Anstrengung, und die Maschine, die wir bedienen und die starr und gefühllos arbeitet, zwingt dem Menschen ihr Arbeitstempo

auf. Im vierten und letzten Takt vollzieht sich das Ergebnis der ersten Takte. Die einen haben die Synthese und das Gleichgewicht zwischen Seele und Geist, Herz und Verstand erreicht, sie fühlen den Sinn des Lebens und ihre Arbeit bleibt sinnvoll. Bei den anderen dagegen hat der Verstand gesiegt, und die Sinnlosigkeit ihres Tuns und Denkens mündet in Verzweiflung, Angst und Unsicherheit. Die Arbeit wird zur Qual. Wie die einzelnen Menschen und Völker beschaffen sind und sich im Leben verhalten, wird in der Wirksamkeit dieser vier Takte sichtbar. Beim Kinde überwiegt der erste Takt, die Zeit läuft ihm ganz langsam ab, und das Leben steht noch als ein Wunder vor ihm. Durch Erziehung und Lernen wird es in den zweiten Takt hinübergeleitet. Im Gegensatz dazu läßt bei alten Menschen die sinnliche Aufnahmefähigkeit nach, und die Zeit eilt im Sturmschritt dahin. Das Übergewicht hat der Ausgleich des letzten Takts und die Todesnähe meldet sich. Bei dem heutigen zivilisierten Menschen ist der erste Takt stark verkümmert, und das Schwergewicht liegt auf den letzten Takten. Herrschsucht, Genußsucht, Unsicherheit und Lebensangst herrschen vor und lassen oft das ganze Leben in Sinnlosigkeit untergehen.

Die Ganzheit des Menschen dürfte dann gegeben sein, wenn alle Lebensakte dem jeweiligen Lebensalter entsprechend gleichmäßig und gesund wirksam sind und zuletzt das Herz die Synthese vollbringt. Entscheidend ist also der letzte Takt, in dem der Mensch über den verstandesmäßigen Begriff Mensch hinauswachsen kann und zu einem lebensnotwendigen Teil des kosmischen Alls wird. Durch Wahrnehmung und Begreifen wird er in die Welt hineingestellt und läuft Gefahr, sich von dieser loszulösen und zu isolieren. Das Herz aber soll ihn davor schützen und ihn als eine Offenbarung des Alls in dieses wieder zurückführen. Die Ganzheit des Menschen hebt damit den Verstandesbegriff „Mensch“ auf und läßt uns zu dem werden, was wir Menschen „eigentlich“ sind, nämlich die Offenbarung des Alls hier auf Erden. Eine Kluft zwischen Gott und Welt, Geist und Materie ist nur da vorhanden, wo der Mensch versagt und sich von seinem Verstande verblenden läßt. Was der Menschheit heute fehlt, ist ein leitender Lebensgedanke, der die Kraft besitzt, den engstirnigen Egoismus von heute in einen hochherzigen umzuformen. Dieser Gedanke kann nur in einer höheren Auffassung unseres eigenen Menschseins beruhen. Wir Menschen sind kein Bündel von Atomen, das die Laune des Schicksals irgendwie geformt hat und das sich in Spannungen und Entladungen abspielt und unser Leben ausmacht. Diese sind vielmehr nur die verstandesmäßige Deutung unserer Lebensvorgänge, die, wenn das Gefühl für die Lebendigkeit der Materie völlig verblaßt ist, zu einem leblosen Gerüst von mathematischen Gleichungen zusammenschrumpft. Wir Menschen leben offenbar in zwei verschiedenen Welten gleichzeitig. Sehen, hören und rational begreifen können wir nur das, was auf der Bühne des Weltgeschehens vor uns gespielt und uns geboten wird. In das Walten aber der übersinnlichen Kräfte hinter den Kulissen kann nur unser irrationales Lebensgefühl, unser Herz und Seele eindringen, die uns offenbaren, was echt oder unecht, wahrhaftig oder erlogen, von Gott oder vom Teufel ist.

Das Höchste und Schwerste aber, das uns eine Umkehr zu uns selbst auferlegt, ist die volle Verantwortung für unser Tun und Lassen, denn unsere Willensentscheidung ist das Zünglein an der Waage unseres Schicksals.

Würden sich die Völker heute dazu aufraffen, nach dem schlichten Grundsatz und obersten Gebot der „Demokratie“: „was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu“ zu handeln, dann würde der ganze Alpdruck der moralischen Verwahrlosung, der wie ein Würgengel alle Völker quält, mit einem Schlage verschwinden. Es würde den Völkern wieder die Möglichkeit gegeben, ein menschenwürdiges Dasein zu führen und die ver-

lorene Ganzheit des Lebens wieder zu erringen. Die Westmächte haben in einer aufrichtigen Befriedung ihrer Völker die selbstverständlichste und sicherste Waffe gegen die Wühlarbeit des Kommunismus, der nur in der Not und dem Elend der Menschen gedeihen kann, und die Macht, ihren Völkern den notwendigen sittlichen Halt, Ruhe, Ordnung und Gerechtigkeit zu geben.

Wir müssen uns nur davor hüten, uns von einer vergleichenden Geschichtsbetrachtung den nahen und unausbleiblichen Untergang unserer zivilisierten Welt aufdrängen und uns dadurch vergiften zu lassen. Es kann dazu kommen, wenn wir uns dieser Weltschwermut willenlos hingeben. Es braucht aber nicht zu sein. Entscheidend ist unser Wille und Lebensgefühl, ob wir das Leben bejahen oder verneinen.

---

## Das Werk

Es gibt eine festliche Stille  
darin unser ruhloser Wille  
sich löst und ruhend sich weitet.  
Dann liegen wir hingebreitet  
wie Felder im Sonnenregen  
und fühlen des Himmels Segen  
und sind ein ergriffenes Lauschen  
im großen, vergoldeten Rauschen,  
das von Geheimnissen klingt.

Wir sehen die Wolken ziehen  
und ohne, daß wir uns mühen,  
greift etwas aus uns in's Licht.  
Aus dumpfen Schollen bricht  
sich dehnend und steigend ein Traum  
und deckt wie ein mächtiger Baum  
unser Stilles, staunendes Sein.  
Noch steht er fremd und rein  
im Winde, der in ihm singt.

Fast lautlos ist dieses Singen,  
kaum sichtbar noch das Schwingen  
der Äste im harrenden Raum.  
Niemand weiß um den Traum,  
nur wir, die ihn bahren, beben:  
Wir kennen sein starkes Leben  
und wissen stolz um Kampf und Leid  
und wissen: In die Wirklichkeit  
wächst unser Werk. . . .

Hanna Führer

# „Sollst mir ewig Suleika heißen!“

von Rolf Engert

(Die Liebesgedichte des West-östlichen Divans in zeitlicher Folge mit Einführung und entstellungsgeschichtlichem Kommentar von H. A. Korff. Leipzig, Stuttgart, Zürich 1947 S. Hirzel-Verlag).

„Von großen Dingen soll man schweigen oder groß reden“, fordert Nietzsche-Zarathustra in Anklang an ein Wort des Seneca.

So wäre es wohl auch angebracht, zu schweigen angesichts eines so hohen Phänomens, wie es die Begegnung und die Liebe zwischen Goethe und Marianne v. Willemer, Hatem und Suleika, darstellt, statt mit unzulänglichen Worten — und welche Worte wären hier nicht unzulänglich? — daran zu rühren, und einzig die hohen Gebilde selbst sprechen zu lassen, die diesem Begegnen und Lieben entsprungen sind und in denen sein tiefster Gehalt gekeltert wie ein edler Wein für alle Zeiten aufbewahrt lagert.

Doch ein solches Schweigen ist nicht angängig, wenn es gilt, innerlich noch nicht oder kaum Vorbereitete an dies „inkommensurable“ Geschehen zwischen diesen beiden hochgearteten Naturen wenigstens von fern heranzuführen.

Die darauf bezüglichen Gedichte, die Goethe und Marianne selbst zu Urhebern haben, sind niedergelegt in dem „Buch Suleika“ des West-östlichen Divans. Aber sie finden sich da nach anderem Gesichtspunkt angeordnet als dem ihres zeitlichen Entstehens. So daß es fast den Anschein gewinnt, als habe Goethe mit Fleiß ihre Beziehung zu dem unmittelbar Gelebten verwischt, er, der sein ganzes Dichten andererseits doch als Bruchstück einer großen Konfession ansah. Deshalb könnte es vielleicht fast zweifelhaft erscheinen, ob es ein Verdienst ist, wenn — wie das der Leipziger Literaturhistoriker Prof. Korff in seiner im vorigen Jahr erschienenen Ausgabe der Liebesgedichte des West-östlichen Divans getan hat — deren zeitliche Folge nach ihrem Entstehen wieder hergestellt wird, so daß darin nun mit voller Deutlichkeit all das aufgedeckt ist, was Goethe absichtlich verschleierte.

Indes — Goethe wußte sehr wohl: „Alle Kunst ist Verrat.“ Er wußte aber zugleich auch, daß die „schöne Hülle der Schöpfung“, wie es ein Dichter unsrer Zeit, Richard Dehmel, ausgesprochen hat, ihr Wesen „so wohl verwahrt hält“, daß sie sich nur dem erschließt, dessen eigene Art sich der Art des Schöpfers wahlverwandt erweist. Darum werden diese Dinge trotz alles Offenbarmachens doch nicht preisgegeben, sondern bleiben gegen jede Entweihung in sich selbst gefeit.

Es sind zudem die biographischen Zusammenhänge, denen diese Gedichte ihr Entstehen verdanken, inzwischen längst aller Welt bekannt geworden, so daß mit einer solch biographischen Anordnung keine noch etwa bestehenden Geheimnisse aufgedeckt werden. Wohl aber tritt daraus dies menschlich, ja menschheitlich bedeutsame Geschehen erst ganz überwältigend hervor und erfüllt so erst recht mit einer gesteigerten Ehrfurcht. Was in der Goetheschen Anordnung wie ein wiederholtes Sich-Begegnen, -Trennen und -Wiederbegegnen erscheint, stellt sich als die klare Linie eines schicksalhaft gefügten einmaligen Begegnens heraus, dem eine äußere Trennung für immer folgt, während die innere Verbundenheit weiterdauert — für Zeit und Ewigkeit.

Daß Goethe in der Mitte des siebenten Jahrzehnts seines Lebens noch solchem Erleben offen und bereit war, verdankte er jener ungemeinen Tatsache, die er an sich selbst mit Staunen und Beglückung, ja — mit Erschütterung erfuhr und die er mit den Worten umrissen hat, daß „geniale Naturen eine wiederholte Pubertät erleben, während andere Leute nur einmal jung sind“. Diese Verjüngung war über ihn gekommen in der Berührung mit der Poesie des Ostens, die ihn zu Nacheiferung begeisterte und alle Quellen seiner eigenen dichterischen Schöpferkraft von neuem springen ließ.

Mit dem Plan, den östlichen Blütenlesen einen West-östlichen Divan an die Seite zu stellen, machte er sich nach einer Abwesenheit von mehr als einem halben Menschenalter zum erstenmal wieder nach Westen in die gesegneten Fluren seiner Frankfurter Heimat, in die Rhein- und Maingegenden auf und damit zugleich an die einstigen Stätten seiner Jugend.

Es ist ein Zeugnis für die reine Quellhaftigkeit seiner Natur, daß auch die Liebe in ihm einzig deren innerer Gesetzlichkeit folgte und aus den Tiefen seines eigenen Wesens aufbrach, so daß Goethe eigentlich immer schon liebte, noch ehe er den Gegenstand seiner Liebe gefunden hatte. In gleicher Weise erging es ihm auch dieses Mal wieder, wie die Gedichte als unmittelbare Dokumente seines Lebens dartun. Mit Überwältigung ward er an sich gewahr, daß „Fähigkeit zu lieben und Bedürfen von Gegenliebe“ noch nicht, wie er wohl vorübergehend gewöhnt, in ihm völlig „weggelöscht und verschwunden“ waren. Schon unterwegs auf der Reise regten sie sich wieder in ihm mit verhaltener Glut.

In den Begegnungen der Jahre 1814 und 1815 in Frankfurt, in der Gerber-

mühle, in Heidelberg trat ihm nun in Marianne die ebenbürtige Partnerin solch reifen Liebeserlebens entgegen.

Prof. Korff hat in dem erwähnten Buch Goethes Liebe zu Marianne von Willemer als die krönende Erfüllung seines ganzen Liebeslebens dargestellt, das alle die vorangehenden Stufen durchlaufen mußte, um zu dieser Höhe zu gelangen. Und er hat dabei herausgearbeitet, daß diese Phasen seines Lebens und seiner Liebesdichtung weitgehend den jeweiligen Altersstufen mit einer gewissen natürlichen Notwendigkeit entsprachen. Es ist ja — wie Hans Carossa in seiner Schrift „Wirkungen Goethes in der Gegenwart“ s. Z. betont hat — das Auszeichnende der Goetheschen Existenz überhaupt, daß es ihm „vergönnt war, alle Daseinsphasen in ihrer vollen Bedeutung zu durchlaufen“, „musterhaft“ im Sinne jener geistigen Urphänomene. In gleichem Sinne preist Goethe — sich dessen bewußt werdend — die Geliebte und sich auch in diesem Erleben wiederum als „musterhaft in Freud und Qual“. Und es bleibt eigentlich nur festzustellen, welcher Daseinsstufe nun diese Liebe in reiner Gemäßheit entsprach.

Was Goethes Verhältnis zu Frau von Stein in seinen sonstigen Liebesbeziehungen außer aller Linie erscheinen läßt: daß es ein personales Verhältnis im höchsten Sinne: die freie schöpferische Wechselwirkung selbsteigener bewußter Persönlichkeiten war, die sich nach kosmischem Geschick bei allem irdischen Getrenntsein in einer metaphysischen Einheit verbunden fühlten und einander angehörig wußten, das kehrt in Goethes Verhältnis zu Marianne — wenn vielleicht auch nicht mehr mit jener letzten Betonung der Einzigkeit des Liebespartners — wieder. Aber während in dem Verhältnis zu Frau von Stein die geistigen Mächte, entsprechend der mehr spirituellen Natur Charlottens gegenüber den sinnlichen ein gewisses Übergewicht erhielten, erscheinen beide Mächtegruppen in Goethes Beziehungen zu Marianne in einer wohlausgewogenen Harmonie. Die leibgeistige Einheit in der Person der Geliebten und damit auch in allen ihr zudrängenden Regungen des eignen Innern ist Goethe hier zum erstenmal zum allerfüllenden Erlebnis geworden. Schon allein daraus wird verständlich, daß er Marianne-Suleika als ihm in all seinen bisherigen Liebesbeziehungen vorhervorkündet besingen konnte. Die volle Wechselwirkung war jetzt — zum ersten und einzigen Male in seinem Leben — möglich. Und die Wechselgesänge zwischen den Liebenden, die schon in den römischen Elegien wie eine ferne Möglichkeit anheben, werden hier erst letzte offenbarende Wahrheit.

Sie finden zugleich eine ungeahnte, alles überbietende Steigerung durch die

völlig überraschende Tatsache, daß die Geliebte dem Dichter auch in ihren schöpferischen Fähigkeiten kongenial verwandt war: nicht mehr brauchte er die antwortenden Gesänge Suleikas der Geliebten in den Mund zu legen, sie strömte sich selbst aus eigenem dichterischen Vermögen heraus ihm antwortend in Liedern aus, die den seinen sich so gleichwertig an die Seite stellten, daß man sie nicht zu unterscheiden wußte.

Friedrich Gundolf ist freilich nicht bereit, Marianne auf Grund davon schon den Charakter eines Genies, wie z. B. Bettina, zuzuerkennen, d. h. er empfindet sie in ihren Gedichten, die sie — übrigens durchaus unwillentlich — dem West-östlichen Divan beige-steuert hat und die auch nach seinem Urteil zu dem menschlich vollsten und reinsten gehören, die es von Frauen gibt, doch nur als „Goethes Medium“, wobei es ihm freilich schon Ruhm genug dünkt, in solcher Weise Goethes Medium sein zu können. Ein anderer, tief schürfender Deuter: Hans Pyritz meint, indem er Marianne eine „Genialität ihrer geistigen Art“ zuspricht, hinter der wiederum „Bettinas unruhiger Reichtum verblasse“, daß diese ihre „unerhörte Fähigkeit des weich modulierenden Einschwingens in den Goethe-Klang, wie sie nur eine grenzenlose seelische Hingabe erwirken konnte“, „fast überreiche künstlerische Möglichkeiten offenbare, die — „bislang gehemmt und in ihrem Urtrieb gefesselt“ — in der Berührung mit Goethe und in ihrer Liebe zu ihm nur erst ganz entbunden worden wären, um nun „zur Höhe der schöpferischen Tat emporzusteigen“. — Wie man diese Frage schließlich entscheiden mag: daß Marianne v. Willemer in höchstem Grade das „Genie des *Herzens*“ eignete, daran dürfte keiner ernstlich zu zweifeln wagen!

Dies Genie vornehmlich war es, das sie befähigte, in göttlicher Unbeschwertheit nun sich jenem höchsten Trieb zu überlassen, als den Friedrich Schiller im Menschen den Spieltrieb gefeiert hat. Auf die schöpferischen Intentionen des Freundes eingehend, von der „lauteren Wahrheit süßen Dichtens in Sympathie gefesselt“, wagte sie es, die eigene „Liebesklarheit im Gewande der Poesie rein zu verkörpern“. Ein hohes geistiges Spiel hebt damit zwischen ihnen beiden an, in dem sie die Rollen Hatems und Suleikas übernehmen und in dem sich ihre Vermählung auf einer höheren Ebene: als eine geistige Vermählung, eine Vermählung *im Geiste* vollzieht. In zauberhafter Weise wechselt bei diesem Spiel Scherz und Ernst, dienen die hüllenden Masken bald zum Verbergen, bald zum rückhaltloseren Offenbarmachen letzter Regungen. Die Spielenden stehen selbst zugleich in und über ihrem Spiel und ihren Rollen, es kündigt sich darin schon etwas an von jener romantischen

Ironie, zu der man in gewissem Sinne den West-östlichen Divan überhaupt ja als einen Durchbruch empfinden kann. So entsteht gleichsam vor unsern Augen als ein Werdeprozeß dieses „Buch Suleika“, wir sehen die beiden Liebenden bewußt gestaltend an ihm dichten. Ja, oft will es fast den Anschein gewinnen, als sei alles nur auf dieses Buch als den eigentlichen Zweck und Sinn ihrer liebenden Wechselwirkungen abgesehen, wohinter sogar die Liebeserfüllungen der gelebten Wirklichkeit zu verblässen hätten.

Sehr würde jedoch irren, wer wähnte, daß damit diese Beziehungen eines letzten Lebensernstes verlustig gingen, daß damit in einer mehr oder weniger verantwortungslosen ästhetischen Spielerei alles in bloßen schönen Schein aufgelöst würde. Das Gegenteil vielmehr ist wahr. Nicht ins *Unwirkliche* sinkt damit alles hinab, sondern es wird erhöht und zugleich entrückt in eine Sphäre des *Überwirklichen*, in der es sich erst in seiner letzten Wahrheit voll zu entfalten vermag. Denn es spielt sich damit ganz unmittelbar im Angesicht der Ewigkeit ab.

Und damit enthüllt sich nun auch der tiefste Sinn dieses Geschehens, damit wird es zugewiesen jener reifsten Altersstufe, die schon in naher Berührung steht mit den ewigen Dingen, umhaucht von der „metaphysischen Glut beim Sonnenuntergang des Lebens“, dem Goethes Lebensalter entsprach, dem sich aber auch die Seele der um mehr als ein Menschenalter jüngeren Geliebten aus freier Wahl in genialer Vorausahnung und kühner Vorwegnahme der eigenen künftigen Reife erschlossen hatte.

Daß Goethe schon 65 Jahre zählte, als sich ihm diese Krönung seines Lebens und Liebens wie eine vorherbestimmte, seit langem angebahnte Gnade schenkte, bedeutet in allererster Linie, daß er — schon weit im Vollzug seiner Exkarnation: seiner Entkörperung und seiner Vergeistigung begriffen — in einem gesteigerten Sinne alles immer mehr *sub specie aeternitatis* zu betrachten gewohnt war, daß sich ihm in diesem irdischen Dasein, so sehr es auch der *Selbstverwirklichung* im „Gedeihen“ und Begründen „festen irdischen Glückes“ gilt, die Verpflichtung, schon in ihm die eigene *Verewigung* zu bewirken, immer stärker in den Vordergrund gedrängt hatte, je mehr er dieses unser irdisches Leben als ein bloßes Teilstück unsrer kosmischen Bahn unmittelbar anzuschauen vermochte. Unter solch ewiger Perspektive scheint es auch nicht angebracht, von einem eigentlichen „zu spät“ bei diesem Begegnen zu sprechen, wie es wohl geschehen ist: es entzieht sich bloßer Einordnung in zeitliche Zusammenhänge, entrückt sich schon ganz ins Zeitlos-Gültige.

Um so gebieterischer aber — und zugleich auch um so sinnvoller — wurde für Goethe die Forderung der Entsagung, wo dies Leben selbst letzte irdische Erfüllungen noch verweigert. Was indessen nicht heißt, daß nicht selbst für ihn diese Forderung zugleich etwas unendlich Schmerzvolles behielt und es ihn nicht jeweils das ganze Aufgebot aller sittlichen Kräfte seiner Natur gekostet hätte, ihr nachzukommen. „Vollendung und Entsagung“: „Vollendung *in* der Entsagung“ steht über dem gesamten letzten Abschnitt des Goetheschen Lebens, wie denn auch 1821 „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ geradezu den bezeichnenden Untertitel führen „oder die Entsagenden“. Den Weg, den Goethe, den Sinnzusammenhang dieses Geschehens in seinen ewigen Bezügen durchschauend, für sich selbst beschritt, suchte er mit einem sanften Zwang auch der Geliebten zu weisen, und sie schritt ihn — wenn auch unter noch schwereren Erschütterungen — in wahlverwandter Schöpferkraft der Seele ihm langsam folgend nach.

Das tiefste Streben Goethes, der sich scheute, wahrhafte Tragödien zu schreiben, da er von sich wußte, daß ihn schon der bloße Versuch zu vernichten drohte, war von jeher darauf gerichtet, in eine Sphäre des *Übertragischen* vorzudringen, eine Sphäre also, die von tragischen Umdrohungen wohl weiß, sie aber siegreich überwindet.

Man hat das Schicksal Mariannens in ihren Beziehungen zu Goethe vielfach als tragisch bezeichnet. Ich glaube, daß eine solche Deutung an dem Eigentlichen, Wesentlichen dieses Geschehens vorbeigeht. Es scheint mir vielmehr die hohe Leistung aller drei in dieses Geschehen verflochtenen Gestalten — denn alle drei, auch Willemer, sind an dieser Leistung mitschöpferisch beteiligt —, daß sie auf einer zweifellosen von allen Seiten her von tragischen Möglichkeiten unwitterten Bahn gemäß Goethes eigenster *Maxime* alles „ins Lichte, Positive“ zu führen vermochten.

Mariannes Leben scheint tragisch *bis* zu ihrer Begegnung mit Goethe, und es hätte vielleicht tragisch geendet *ohne* diese Begegnung. Denn alle höheren Mächte ihrer Seele und ihres Geistes wären nicht zur Entfaltung gekommen, sondern unterdrückt worden. Doch es wurde nicht tragisch *durch* die Begegnung mit Goethe und die sich freilich notwendig daran anschließende große *Verzichteistung* — im Gegenteil! Denn es fand darin seine Aufgipfelung, wobei sich alle seine schöpferischen Kräfte doch noch befreiten. Die Frage der Dauer spielt gegenüber solch letzten Erfüllungen eine untergeordnete Rolle.

Auch das Leben Willemers hat einen Zug ins Tragische und behielt ihn wohl auch bis zuletzt. Aber die nahe Begeg-

nung mit Goethe hellte es doch entscheidend auf. Das Schicksal gewährte Willemer noch die Freundschaft dieses höchsten Genius, dieses „Göttersohnes“ wie er selbst Goethe immer wieder nennt, und die Möglichkeit, sich selber ihm hochherzig zu erzeigen.

So richtig es ist, Willemers Charakterbild nach dem bekenntnishaften Brief an Goethe ganz nüchtern zu sehen — wobei freilich gewisse Übertreibungen eines selbstquälerischen Temperamentes mit in Anschlag gebracht werden müssen — und sich von jeder billigen Schönfärberei fernzuhalten, muß man sich doch andererseits davor hüten, von diesen Äußerungen aus auch sein Verhältnis zu Goethe und sein Verhalten den Beziehungen zwischen Goethe und Marianne gegenüber zu entstellen — entgegen dem Zeugnis Goethes. Für Goethe war und blieb Willemer der „werte, verehrte Freund“, und Goethe blieb sich dankbar all dessen bewußt, was dieser ihnen beiden, wie er sich ausdrückte, „so gern und edel gönnte“. Es scheint mir also an eine Verzerrung seines Bildes zu grenzen, wenn man Willemers aus höchster Sorge um die durch die Trennung fast tödlich getroffene Marianne geborenes Angebot an Goethe, zu ihnen in ihr Haus nach Frankfurt zu ziehen, ja, seine unverhohlene Bereitwilligkeit, ihm die Gattin abzutreten, als die „phantastische Ausgeburt eines bizarren Kopfes“ einschätzt, der seine „eigene Nichtigkeit“ durch ein solches Opfer aufheben und sich damit nur eine neue — von ihm ja gerade durchschaute und verachtete — „Scheinehre“ erringen wollte, wie es Hans Pyritz halb und halb tut. Wenn er auch dies harte Urteil alsbald wieder dahin abdämpft: man dürfe in Willemers Plan nicht grobe und unedle Berechnungen suchen, und selbst für dessen Verhalten das Bild prägt: Willemer mochte sich dabei wie ein „Griecher der Mythenzeit“ gefühlt haben, „der vor dem fordernden Gotte zurücktrat, aber im Opfer, das er brachte, die Weihe einer höheren Berührung mitempfang“.

Goethe übernahm nicht die Rolle jenes fordernden Gottes, sondern wandte sich — wie gesagt — unter ungeheuren Kämpfen, die fast an die Wurzel seiner Lebenskraft rührten, zur Entsagung und forderte das Gleiche stillschweigend von der Geliebten und von dem Freund.

Wenn man schon allem Liebeserleben Goethes gegenüber sich von jeder Enge bürgerlicher Anschauungen freihalten muß, will man ihm auch nur einigermaßen gerecht werden, so ist dies angesichts jener höchsten Steigerung in seinem Verhältnis zu Marianne von Willemer erst recht geboten. Vor allem darf man Goethes Zurückhaltung in diesem Verhältnis und jene Hinwendung zum Verzicht nicht in irgendeinem engen Sinne mißverstehen, wie es selbst

feinsinnigen Deutern dieses Geschehens begegnet ist.

Es ist nicht ein mehr oder weniger sich distanzierendes, ästhetisierendes Bedürfnis, „mit der feinen und klugen Absicht des erfahrenen Lebenskünstlers diese Lebensepisode reif und rund wie ein vollkommenes Kunstwerk abgeschlossen“ zu belassen. Eine solche Deutung wird dem tiefen Ernst, der Goethe diesem alles in ihm aufwühlenden Erleben gegenüber beseelte, das ja gerade keine abgeschlossene Episode in seinem Leben war, vielmehr im höchsten Sinne in ihm Epoche machte, in keiner Weise gerecht. Will man Goethe schon als Lebenskünstler begreifen, so kann dies nur in einem so tiefen Sinne geschehen, daß es schon dem Begriffe eines *Lebensmeisters* nach Meister Eckehart sehr nahe kommt.

Ebensowenig war es die Furcht, „alles müsse in Frevel und Chaos enden, Frevel an Marianne oder an Christiane oder an beiden“, was Goethe davon abhielt, sich jenes „späte Geschenk von oben für immer anzueignen“. In Frevel hätte sein sittlicher Ernst auch in dem gewagtesten Versuch nie ausarten können, und ein drohendes Chaos hätte seine gestalterische Kraft immer zu bannen gewußt.

Wohl aber mußte er das Angebot Willemers mit letzter Entschiedenheit ablehnen, da er in der Tat „nie darein hätte einwilligen können, sein weltweites Herrschafts- und Wirkungsfeld in Weimar gegen ein wenn auch persönlich beseligendes Klausenglück einzutauschen, wie es dem Freunde vorschwebte“, der gerade darin bei aller Liebe, Verehrung und Opferbereitschaft ein mangelndes Ermessen der Goetheschen Existenz an den Tag legte.

Keht aber der Blick von der Goetheschen Gesamtexistenz wieder zu seinen Beziehungen zu Marianne v. Willemer im besonderen zurück, so erweist sich diese seine Haltung auch ihnen einzig gemäß. Denn diese Beziehungen sind von Haus aus in solche metaphysische Tiefen eingetaucht und spiegeln solch höchste kosmische Zusammenhänge von Person zu Person wider, daß sie, wie sie sich aus schöpferischen Urtiefen gebaren, auch in transzendente Erfüllungen ausmünden. Diese ahnend erlebte Erkenntnis hat Goethe bei seinem gestaltenden Handeln in diesem Liebeserleben geleitet.

Wie der Dorpater Philosoph Gustav Teichmüller seine Betrachtungen über das „Wesen der Liebe“ damit schließt, daß alle Liebe, wenn sie auch in einem höchsten Sinne Selbstgenuß ist, „auf Gott hinziele als auf ihr einziges letztes Ziel“, läßt uns Goethe durch den Mund Suleikas selbst am Ende des „Buches der Betrachtungen“ ein Gleiches verkünden: Der Spiegel sagt mir, ich bin schön!

Ihr sagt: zu altern sei auch mein Geschick.  
Vor Gott muß alles ewig stehn,  
In mir liebt ihn, für diesen Augenblick.

Der Dichter Rainer Maria Rilke hat in unsern Tagen eindringlich dazu aufgefordert, das Leben nach dem Tode hin offen zu halten. So scheint mir Goethe vor allem auch diese seine höchste Liebe nach dem Tode hin offen gehalten zu haben. „Und so fort und für ewig“ enden, wie auch andre Goethesche Briefe dieser Epoche, symbolisch auch sehr viele an Marianne. Und jener erschütternde Brief vom 26. Juli 1819, da er sie — im Unterschied zu allen andern Briefen — zum ersten und einzigen Mal mit „Du“ anredet, schließt mit dem „frommen liebevollen Wunsch“:

„Eja! Wären wir da!“,

jenem Refrain aus einem Weihnachtslied des 14. Jahrhunderts, in dem schon die Paradieseswonnen aufleuchten.

Nicht nur der West-östliche Divan insgesamt endet mit dem „Buch des Paradieses“, dieses stellt im besondern zugleich die Höher- und Zuendeführung des „Buches Suleika“ dar. Und wenn schon alle Dichterworte, wie es das den ganzen West-östlichen Divan eröffnende Eingangsgedicht vom „Buch des Sängers“ am Ende ausspricht, „leise klopfend um die Pforte des Paradieses schweben“ und „sich ewiges Leben erbitten“, gilt dies für die Liebesgedichte

des „Buches Suleika“ in gesteigertem Sinn.

Endlich: ist Goethe nicht auch noch einer weiteren Forderung des gleichen Dichters Rainer Maria Rilke schon annäherungsweise nachgekommen, indem er, sich leise von Marianne lösend, sie in ihrer Liebe ganz allein auf sich selber stellte,

so aus ihr die Liebende zu formen, die sich nicht mehr zum Geliebten neigt, weil sie, hingerissen von enormen Stürmen, seine Stimme übersteigt —?

Es gilt gewiß auch schon dem großen, das Durchschnittsmaß weit überragenden Menschen gegenüber, „das Unerforschliche schweigend zu verehren“ und einfach „hinzunehmen, auch wo man nicht versteht“, da es, wie Stefan George in anderm Zusammenhang gesagt hat, „gleich töricht ist, mit Tadeln wie mit Rettungen zu beflecken, was einer der größten Irdischen für gut befand“.

Schon deshalb ist es geboten, sich auch den Liebesgedichten des West-östlichen Divans gegenüber dann doch von allem irdisch-zeitlichen Geschehen, das ihnen zugrunde liegt, wieder ganz frei zu machen und nur ihrem ewig-gültigen Sinngehalt zu lauschen, eingedenk Goethes eigner hoher Maxime:

Nichts vom Vergänglichen,  
Wie's auch geschah.  
Uns zu verewigen,  
Sind wir ja da!

\*

## *Proudhon-Gesell: Ziel und Weg*

*P. J. Proudhon:*

„Ich gehe an ein Unternehmen, das seinesgleichen nie hatte und nie haben wird. Ich will die Grundlagen der Gesellschaft ändern, will die Achse der Zivilisation an andere Stelle rücken . . .

Dazu ist nur nötig, daß die Beziehungen der Arbeit und des Kapitals dergestalt umgekehrt werden, daß die erste, die immer gehorcht hat, von jetzt an befiehlt, und daß das zweite, das bisher immer befohlen hat, nun gehorcht.

Ich nehme mir also vor, und das werden die unweigerlichen, unwiderstehlichen Folgen dieser Umkehrung zweier wirtschaftlicher Ideen sein, eine neue Ordnung zu schaffen, wo die Arbeit die bisher mehr angeboten als begehrt war, in Zukunft mehr begehrt als angeboten sein wird, — wo der Kredit, der sich jetzt bezahlen läßt, sich umsonst gibt; — wo der Markt, der bisher nie genügte, unersättlich sein wird; — wo die Zirkulation, die ohne Wahl jedesmal ins Stocken kommt, wenn das zirkulierende Kapital ihr fehlt, eben durch die Unterordnung dieses Kapitals schneller und üppiger werden wird; — wo die Völker, die heute, um ihr Betriebskapital und ihre Industrie zu erhalten, genötigt sind, sich der fremden Produkte zu erwehren, ebenso gierig sein werden, sie sich zu verschaffen, wie sie heute Vorsicht anwenden, sich dagegen zu schützen; — wo die Teilung der Arbeit, die unter der Herrschaft der alten politischen Ökonomie den Arbeiter entnervt, demoralisiert und verdummt, dauernd seine Kraft, seine Würde und seinen Verstand heben

wird; — wo die Konkurrenz, die heute an der Unterdrückung des Schwachen schuld ist, seine Kraft und Bürgschaft sein wird; — wo die öffentlichen Ämter, die unaufhörlich zu vermehren zum Wesen der alten Gesellschaft gehört, an Zahl immer mehr abnehmen und keine Steuern mehr erfordern werden; — wo der Bevölkerungszuwachs, der nach dem Gesetz von Malthus immer schneller anschwillt, als das Anwachsen der Produktion, durch die neue Verfassung der Arbeit kleiner sein wird als die Vermehrung der Produktion und in Gleichgewichtszustand kommen wird.

Da so die wirtschaftliche Grundlage der Gesellschaft von Grund aus umgewälzt wird, müssen die Einrichtungen, die Gesetze, die Sitten, die Philosophie, die Literatur, die Kunst ihrerseits eine entsprechende Revolution durchmachen.

Wie wenn der französische Boden mit einem Mal aus dem Leib Europas herausgerissen und aus dem 45. Breitengrad an den Aequator verpflanzt würde; wie wenn seine Berge zu Ebenen erniedrigt und seine Ebenen zu Bergen erhöht würden; wie wenn die Flüsse und Bäche allenthalben verlegt und das ganze Bewässerungs-System verkehrt würde; wie wenn dann das Klima, die Kultur, das Temperament der Menschen sich zutiefst verändert, die ganze landwirtschaftlich-industrielle Wirtschaft sich gewandelt hätte; der Volkscharakter, die Sprache, die Regierung, die Religion wären anders, und eine neue Ordnung, eine neue Zivilisation wäre an Stelle der alten getreten.

Ich erkenne die ganze Tragweite meines Programms: sie ist unermesslich. Ich weiß, was für Widerstände, was für Schwierigkeiten auf mich warten: sie sind ungeheuer.

Ich habe gegen mich die Unwissenheit des Proletariats, das Mißtrauen des Mittelstandes, den Haß der Privilegierten. Ich habe das Zaudern der jungen Demokratie, die Eifersucht der Sekten, die Trägheit unserer Zeit, die Abneigung der Gewalthaber, den Widerstand der Wissenschaft, die Bannflüche der Kirche, die Verleumdungen der öffentlichen Meinung.

Aber ich weiß auch, daß wahr nur ist, was ans Unendliche rührt; daß die Lösung einer einzigen Frage alle anderen löst; daß es genug ist, wenn ich durch eine erste Demonstration, durch die Beibringung einer ersten Tatsache den Weg bahne, damit die öffentliche Meinung erschüttert und die ganze Kette der Beweisführung durchlaufen wird . . .“

(Auszug aus dem ersten Artikel einer Aufsatzreihe, die P. J. Proudhon in seiner Zeitung "Le Peuple" vom 19. Februar bis 19. März 1849 veröffentlicht hat).

#### *Silvio Gesell;*

„Die Wahrheit ist faul wie ein Krokodil im Schlamm des ewigen Nils. Die Zeit gilt für sie nicht; es kommt ihr auf ein Menschenalter nicht an; sie ist ewig.

Aber die Wahrheit hat einen Impresario, der, sterblich wie der Mensch, es immer eilig hat. Ihm ist Zeit Geld, immer ist er rührig und aufgeregt. Dieser Impresario heißt „Irrtum“.

Der Irrtum kann nicht faul im Grab die Ewigkeiten an sich vorbeiziehen lassen. Er stößt überall an und wird überall gestoßen. Allen liegt er überall im Wege. Niemand läßt ihn ruhen. Es ist der wahre Stein des Anstoßes.

Darum kommt es gar nicht darauf an, daß man Proudhon totschweigt. Sein Gegner selbst, Marx sorgt mit seinen Irrtümern schon dafür, daß die Wahrheit zutage gefördert wird. Und in diesem Sinne kann man sagen: Marx ist zum Impresario Proudhons geworden. Proudhon hat sich noch nie im Grabe umgedreht; er ruht. Seine Worte haben ewigen Wert. Aber Marx hat es eilig. Er hat keine Ruhe, bis Proudhon erwacht und ihm die ewige Ruhe im Museum menschlicher Irrungen gibt.

Und wäre Proudhon wirklich totgeschwiegen worden, die Natur des Kapitals ändert sich doch nicht. Ein anderer findet die Wahrheit. Auf den Namen der Finder kommt es ihr nicht an.

Der Verfasser dieses Buches ist auf die gleichen Wege geraten, die Proudhon wandelte, und kam auch zu denselben Schlüssen. Vielleicht war es sogar ein Glück, daß er nichts von der Proudhonschen Kapitaltheorie wußte, denn so konnte er unbefangen an die Arbeit gehen. Und Unbefangenheit ist die beste Vorbereitung für die Forschung.

Der Verfasser hat mehr Glück als Proudhon gehabt. Er fand nicht nur das, was Proudhon bereits vor fünfzig Jahren entdeckte, d. i. die wahre Natur des Kapitals, er fand oder erfand darüber hinaus noch den gangbaren Weg zu dem Proudhonschen Ziele. Und auf diesen kommt es schließlich an.

Proudhon fragte: Warum haben wir zu wenig Häuser, Maschinen und Schiffe? Er gab darauf auch die richtige Antwort: weil das Geld den Bau nicht gestattet! Oder um seine eigenen Worte zu gebrauchen: „weil das Geld eine Schildwache ist, die, an den Eingängen der Märkte aufgestellt, die Losung hat, niemand durchzulassen. Das Geld, so meint ihr, sei ein Schlüssel des Marktes (worunter hier der Austausch der Erzeugnisse zu verstehen ist) — es ist nicht wahr — das Geld ist ein Riegel“.

Das Geld läßt es einfach nicht zu, daß neben jedes Haus noch ein zweites gebaut werde. Sobald das Kapital den herkömmlichen Zins nicht mehr abwirft, streikt das Geld und unterbricht die Arbeit. Das Geld wirkt also tatsächlich wie ein Schutzmittel gegen Baupest und Arbeitswut. *Es nimmt das Kapital (Häuser, Fabriken, Schiffe) in seinen Schutz gegen jede Kapitalvermehrung.*

Als Proudhon diese Riegel- oder Sperrnatur des Geldes erkannt hatte, stellte er die Forderung: *Bekämpfen wir dies Vorrecht des Geldes, indem wir die Ware und Arbeit zu barem Geld erheben.* Denn zwei Vorrechte heben sich gegenseitig auf, wenn sie einander gegenüber treten. Hängen wir dasselbe Übergewicht des Geldes auch der Ware an, so heben sich beide Übergewichte gegenseitig auf!

Das war Proudhons Gedanke und Vorschlag, und um diesen auszuführen, gründete er die Tauschbanken. Sie schlugen bekanntlich fehl.

Und doch ist die Lösung der Aufgabe, die Proudhon nicht glücken wollte, einfach genug. Man braucht dazu nur einmal den gewohnten Standpunkt des Geldbesitzers zu verlassen und sich die Aufgabe vom Standpunkt der Arbeit und des Warenbesitzers anzusehen. Dann findet man die Lösung sofort. Die Ware ist die wahre Grundlage der Volkswirtschaft, nicht das Geld. Aus Waren und ihren Zusammensetzungen bestehen 99 % unseres Reichtums, nur 1 % besteht aus Geld. Betrachten und behandeln wir also die Ware, wie man Grundmauern betrachtet, d. h. rühren wir nicht daran; lassen wir die Waren so, wie sie auf dem Markte erscheinen. Wir können ja doch nichts daran ändern. Fault, bricht, vergeht die Ware, gut, so lassen wir sie vergehen. Es ist ja ihre Natur. Mögen wir Proudhons Tauschbanken noch so sehr verbessern, wir können es nicht verhindern, daß die Zeitung, die morgens um 6 Uhr von Schnellläufern ausgeschrien wird, zwei Stunden danach schon zum Ausschußpapier geworfen werden muß, wenn sie keinen Käufer fand. Auch müssen wir beachten, daß das Geld allgemein als Sparmittel gebraucht wird; daß alles Geld, das als Tauschmittel dem Handel dient, in die Sparkassen mündet und dort liegen bleibt, bis es vom Zins herausgelockt wird. Wie wollen wir aber auch für die Sparer die Waren auf die Rangstufe des baren Geldes (Gold) erheben? Wie wollen wir es machen, daß die Sparer, statt Geld zu sparen, ihre Sparbüchsen oder Sparkammern mit Stroh, Büchern, Speck, Tran, Häuten, Guano, Dynamit, Porzellan usw. füllen? Und das ist es doch, was Proudhon eigentlich erstrebte, wenn er Waren und Geld auf gleiche Rangstufe setzen, sie vollkommen gleichwertig machen wollte. Proudhon hatte übersehen, daß das heutige Geld nicht nur Tauschmittel, sondern auch Sparmittel ist, und daß für die Vorratskammern der Sparer Geld und Kartoffeln, Geld und Kalk, Geld und Tuch niemals und *in keinem Verhältnis*

als Dinge gleichen Wertes angesehen werden. Ein Jüngling, der für seine alten Tage spart, wird eine einzige Goldmünze dem Inhalte des größten Warenhauses vorziehen.

Also lassen wir die Waren in Ruhe. Sie sind das Gegebene, die Welt, der sich der Rest zu fügen hat. Sehen wir uns dafür einmal das Geld näher an. Hier können wir schon eher Änderungen vornehmen. Muß das Geld so sein, wie es ist? Muß das Geld als Ware besser sein als die Waren, denen es als Tauschmittel dienen soll? Muß bei einer Feuersbrunst im Warenhaus, bei einer Überschwemmung, bei einer Krise, einem Modenwechsel, einem Krieg usw. das Geld allein vor Schaden bewahrt bleiben? Warum muß das Geld besser sein als die Waren, denen es als Tauschmittel dienen soll? Und ist dieses „Bessersein“ nicht eben das Vorrecht, dessen Bestehen wir als die Ursache des Mehrwertes erklären, dessen Beseitigung Proudhon erstrebte? Also weg mit den Vorrechten des Geldes! Das Geld soll als Ware für niemand, auch für den Sparer, Spekulant und Kapitalisten nicht besser sein als der Inhalt der Märkte, Läden, Eisenbahnschuppen. Das Geld soll also, wenn es den Waren gegenüber keine Vorrechte haben darf, wie die Waren verrotten, verschimmeln, verfaulen; es soll zerfressen werden, erkranken, davonlaufen, und wenn es verendet, soll der Besitzer noch den Lohn des Abdeckers bezahlen. Dann erst werden wir sagen können, Geld und Ware ständen auf gleicher Rangstufe und wären vollkommen gleichwertige Dinge — so wie es Proudhon haben wollte.

Geben wir dieser Forderung eine kaufmännische Formel. Wir sagen: die Besitzer der Waren erleiden durchweg während der Lagerzeit einen Verlust an Menge und Güte der Waren. Daneben sind die Lagerkosten (Miete, Versicherungen, Wartung und so weiter) zu zahlen. Wieviel macht das aufs Jahr berechnet und im Durchschnitt? Sagen wir einmal 5% — was eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist.

Wieviel hat aber ein Bankhaus, ein Kapitalist, ein Sparer von seinem Gelde abzuschreiben, das er zu Hause oder in der Sparkasse aufbewahrt? Um wieviel war der Kriegsschatz im Juliusturm zu Spandau in den 44 Jahren, die er dort lagerte, weniger geworden? Um keinen Pfennig war der Schatz kleiner geworden!

Ist das aber so, so haben wir auch schon die Antwort auf unsere Frage: wir hängen dem Geld den gleichen Verlust an, den die Waren auf Lager erleiden! *Dann ist das Geld nicht mehr besser als die Ware, dann ist es für jeden einerlei, ob er Geld oder Waren besitzt oder spart, dann sind Geld und Ware vollkommen gleichwertig. — —*

(Auszug aus Silvio Gesell: „Die Natürliche Wirtschafts-Ordnung“, Rudolf-Zitzmann-Verlag, Lauf bei Nürnberg, Neunte Auflage, S. 36 ff.).

### Hans Timm: **Das erste Freigeld**

Schon bei Lebzeiten des kürzlich verstorbenen Bergwerksdirektors Hebecker hat sich in der freiwirtschaftlichen ebenso wie in der übrigen Presse die Falschdarstellung eingeschlichen, daß Herr Hebecker das in der ganzen Welt berühmt gewordene erste Freigeldexperiment in Deutschland durchgeführt habe. Ich habe dem bisher nicht widersprochen. Aber jetzt tue ich niemandem mehr weh mit einer Richtigstellung, die die geschichtliche Wahrhaftigkeit gebietet und im Interesse des sauberen Zusammenlebens der Kampfgenossen nötig ist.

Die Idee, ein Freigeld praktisch einzuführen, war schon von Gesell und Blumenthal oft erörtert und auch veröffentlicht worden. Bekannt geworden ist sie unter dem Namen „Geldstreikaktion“. Es war an eine direkte politische Aktion des Proletariats gedacht (Ablehnung der bisherigen und Annahme einer in Freigeldform herauszubringenden Reichsmark), ohne die Machtergreifung auf parlamentarischem Wege abzuwarten.

Den ersten praktischen Versuch machte dann Professor Polenske, allerdings nur mit einem auf Gold lautenden, gedeckten Scheck, der mit Stempelmарken zu bekleben war. Es war also ein gedecktes Schuldpapier, also gerade das, was das Freigeld nicht sein sollte, aber es war doch ein Versuch, den Gedanken des Zirkulationszwangs bei einem Zahlungsmittel zu verwirklichen. Ein Versuch freilich, der schon beim Beginn stecken blieb, weil sich sofort Schwierigkeiten mit dem Staate und anderer Art einstellten.

Der Gedanke, einen praktischen Versuch zu machen mit einem wirklichen Tauschmittel, das nicht Schuldurkunde sei, sondern ohne Deckung und Einlösbarkeit, aus eigener Kraft als reines Tauschmittel, also wie wirkliches Freigeld, umlaufen, sich also ganz von der herrschenden Währung trennen und gerade durch diese Loslösung erst möglich, weil gesetzlich unantastbar sein sollte, — dieser Gedanke stammt von mir und wurde von mir in einer größeren Rede auf dem Sterkrader Bundestag unseren Freunden vorgetragen. Er fand begeisterte Zustimmung. Um den Gedanken durchzuführen, habe ich dann die Tauschgesellschaft organisiert und alle vorbereitenden Artikel in der Sache geschrieben. Dem Tauschmittel gab ich den Namen „Wära“.

Die Tauschgesellschaft bildete nun unter aufopferungsvoller Arbeit insbesondere auch ihres Geschäftsführers *Reinhard Rödiger*, *Hermann Hauffen* und ihres begeisterten Vorkämpfers, des Arztes Dr. Nordwall, Ortsgruppen, deren Mitglieder nicht nur sofort mit Wära tauschten, sondern auch in 20 bis 30 Städten ganze Listen von Wära annehmenden Geschäften auslegen konnten.

Viele Freunde und Mitkämpfer sorgten für die tägliche Erweiterung dieser Liste, und mancherorts konnten bereits an Angestellte und sonstige Mitarbeiter Löhne und Gehälter teilweise in Wära ausgezahlt werden. Es entstand nicht nur ein innerer Bundeskreislauf, sondern ein Kreislauf, der weit über die Bundesfreunde hinausgriff, wobei freilich jeder, der Wära annahm, automatisch Mitglied der Tauschgesellschaft wurde. In immer mehr Geschäften tauchten die Schilder auf: „*Hier wird Wära angenommen*“.

Alle Versuche, der Wära mit gesetzlichen Mitteln den Garaus zu machen, scheiterten. Vergeblich wurden unsere Vertreter vorgeladen und verhört. Vergeblich schlugen die örtlichen Reichsbankdirektoren mit der Faust auf den Tisch, um die Tauschgesellschafts-Vertreter einzuschüchtern.

Als in dieser Weise die Wära schon vielerorts umlief, wollte sich nun Herr Hebecker ihr in einer besonderen Form anschließen. Er trat eines Tages mit folgendem Vorschlag an uns heran: er wollte sein stillliegendes Bergwerk gern wieder in Gang setzen. Er konnte die Wära dazu nicht einfach benutzen, weil er keine Mittel hatte, sie zu erwerben, wie sie ihm auch fehlten seinen Betrieb wieder flott zu machen. Er bat uns also um einen Kredit, der zum Teil in Reichsmark, zum Teil in Wära von ihm angenommen werden würde. Als Gegenleistung versprach er, Löhne nur in Wära auszuzahlen, der Tauschgesellschaft also eine große Propagandamöglichkeit zu bieten. Er war, wie gesagt, nicht der Erste, der Löhne in Wära auszahlte, er war nur der Erste, dem wir sie dafür borgen sollten.

Das Bergwerk war klein. Das Risiko schien nicht groß. Um die Möglichkeit der Propaganda und Erweiterung des Wäraumlaufs auszunutzen, rief ich neben der Tauschgesellschaft das Wära-Finanzierungs-Konsortium ins Leben, dessen Geschäftsführung Herr *Max Wehmer*, damals in Halle, jetzt in Backnang, übernahm. Diese Neugründung war nötig, um die T.G. selbst von Finanz- und Kreditgeschäften freizuhalten. Freilich war ich gleichzeitig Vorsitzender der Tauschgesellschaft wie des Wära-Finanzierungs-Konsortiums (WFK).

Das WFK brachte durch Ausschreibung nahezu 50 000,— auf, die nach und nach, zum Teil in Wära verwandelt, zum guten Teil auch in Reichsmark, Herrn Hebecker als Kredit zur Verfügung gestellt wurden.

Auf diese Weise setzten wir das Bergwerk wieder in Gang. „Wir“, das heißt die Anteilschein-Zeichner, gesammelt durch das Wära-Finanzierungs-Konsortium, die Tauschgesellschaft, als Einführer und Erweiterer der Wära-Aktion und Herr Hebecker als Eigentümer und Direktor des Bergwerks.

Er konnte, eben weil er schon einen genügend ausgedehnten Wäarakreislauf vorfand, sofort sein Versprechen wahr machen und die Löhne in Wära auszahlen. Er konnte nämlich seinerseits mit der Wära bei Großisten in Hamburg und anderen Orten Waren einkaufen, die er seinen Arbeitern in einer eigens

dazu eingerichteten Werkskantine gegen Wära wieder verkaufte. Wäre die Wära nicht schon eingeführt gewesen und umgelaufen, wäre uns von der T.G. und Herrn Hebecker als deren Mitglied die Ausdehnung des Umlaufs auf den „weltentlegenen Winkel“ von Schwanenkirchen nicht möglich gewesen.

Der Umlauf dehnte sich im Schwanenkirchener Bezirk sofort weiter aus. Die Kaufleute in den umliegenden Ortschaften und natürlich in Schwanenkirchen selbst wollten sich das Geschäft nicht von der Werkskantine wegnehmen lassen und nahmen bald ihrerseits Wära an.

So kam die Wära nach Schwanenkirchen. Sie wurde von Hebecker nicht in Deutschland eingeführt. Sie wurde von ihm in Schwanenkirchen angenommen oder benutzt, meinetwegen auch „eingeführt“, wie sie von allen andern Kaufleuten, Fabrikanten usw. „eingeführt“ wurde, nämlich genau so wie jemand die Elektrizität „einführt“, wenn er sein Haus dem Stromnetz anschließen läßt und Glühbirnen in die Kontaktstellen einschraubt.

Der Sachverhalt ist und war vollkommen klar — besonders für Mitglieder unserer Bewegung; trug doch die ganzen Jahre nicht ein einziger Wäraschein die Unterschrift Hebeckers, sondern ordnungsgemäß nur die der Leiter der Tauschgesellschaft.

Wer daran schuld ist, daß sehr bald in den Zeitungen Hebecker als Einführer der Wära genannt wurde, weiß ich nicht. Hat er sich selbst Reportern gegenüber so ausgedrückt, oder wurde er von diesen — hingerissen durch ihre Sensationslust — dahin mißverstanden? Obwohl ich oft mit ihm zusammen und gut mit ihm befreundet war, habe ich nie mit ihm darüber gesprochen. Mir war die Hauptsache, die Wära vorwärtszutreiben, und es machte mir Freude, wenn Mitkämpfer durch öffentliche Anerkennung befriedigt und angespornt wurden, auch wenn ihnen einige unverdiente Lorbeeren dabei zufallen sollten.

Leider aber entwickelte sich das Bergwerk nicht so, wie es nach Hebeckers Unterlagen hätte gehen müssen. Die Gelder waren oft schon eher und für andere Sachen als vorgesehen verbraucht, und nachdem ein Wirbelsturmunglück großen Schaden angerichtet hatte, mußte das WFK dauernd Geld zuschießen. Immer wieder kamen Brandbriefe von Hebecker etwa des Inhalts, wenn wir ihm nicht binnen acht Tagen diese oder jene Summe schicken könnten, würden die Arbeiter mangels Zahlung der Löhne streiken — der Lohnrückstand sei schon groß, das Bergwerk würde wieder versaufen — oder es würde diese oder jene Maschine weggeholt werden — und was würde das für eine Gegenpropaganda gegen die Wära sein! Wir mußten in die Taschen greifen, um Hebecker und das Prestige zu retten.

Dabei erfüllten sich auch weiterhin niemals die Versprechungen Hebeckers, daß mit dieser „letzten“ Summe das Bergwerk saniert sein würde. Der Absatz war zwar gesichert (schon durch die Wära). Aber es waren immer weitere Summen erforderlich. Es wurde aber auch für uns immer schwieriger, Geld aufzutreiben. Immer tiefer mußten wir in die eigenen Taschen greifen. Nicht nur alles, was meine Familie mir geben konnte, auch einen eigenen, durch Privatstunden sauer erworbenen Grundstücksanteil mußte ich zuschießen, um das Bergwerk zu retten. Ich mußte auch noch einen von den Erben Gesells mir gegebenen Betrag zur Drucklegung der „Natürlichen Wirtschaftsordnung“ in das Faß ohne Boden werfen, wobei ich den damals aus Argentinien anwesenden Herrn *Türcke* bat, bei seiner Rückkehr den Vertreter der Erben davon in Kenntnis zu setzen und um Verständnis und nachträgliche Genehmigung der Maßnahme zu bitten.

Hebecker hielt uns weiter an der Angel, und wir kamen nicht von ihr los. So wurde das Bergwerk mit unsern Krediten aufgebaut, indem einige Bundesfreunde sich bis auf das Letzte verausgabten.

Die von der Tauschgesellschaft nicht gewünschte, durch Vorgehen eines Münchner Wära-Anhängers eingefädelt, vorzeitige große Publizität erwies sich als ein zweischneidiges Messer. Sie hatte Hebecker zur Hauptfigur gemacht und dadurch ihn und sein Bergwerk geradezu mit der Wära-Aktion identifiziert. Die Wära-Leitung wurde dadurch der Handlungsfreiheit beraubt, ja, dem Bergwerk völlig ausgeliefert. In Wahrheit wurde dadurch die ganze Wära-Aktion gelähmt. Damals waren viele Betriebe und viel bedeutendere als der Hebeckers, bereit, mit Wära zu arbeiten. So ging unter anderem der

Zündkerzen-Bosch mit diesem Gedanken um, in Mitteldeutschland waren es ganze Bergarbeiter-Organisationen, die mit Wära die Betriebe in Gang bringen wollten, Stadtverwaltungen wie Aurich u. a., Spargenossenschaften in Schleswig-Holstein usw. usw. Reichsgeld war damals nicht einmal, wenn man ein Konto bei der Sparkasse oder bei der Bank hatte, von diesen Instituten zu bekommen. „Die Wära verdrängt die Reichsmark“, schrienen die Bankkreise. Die Bewegung nahm zwar lawinenartig zu, aber auf größere Projekte, insbesondere auf Kreditbasis, konnten wir uns nicht einlassen, solange die offene Wunde in Niederbayern nicht kuriert war, sondern im Gegenteil neue Bluttransfusionen nötig machte und auch unsere ganze persönliche Arbeitskraft beanspruchte. In dieser Situation wurde die Wära-Aktion von Brüning durch eine verfassungswidrige Notverordnung, also durch einen Gewaltakt, unterdrückt. Und wenn man schon von einem „Wära-Wunder“ sprechen will, so trat es eigentlich erst jetzt ein:

Obwohl keine Einlösungs- oder Rückkaufspflicht bestand und obwohl durch das Verbot das Bergwerk sofort wieder zum Stillstand kam und obwohl Hebecker eine so große offene, nun ganz ungedeckte Schuld beim WFK hatte, wurden dennoch die in Verkehr gebrachten Wära bis auf kleine, zum Teil zu spät auftauchende, Restbestände zurückgekauft. Die Opfer brachten die Freunde, die Wära-Anteilscheine gezeichnet hatten, einschließlich der Leiter der T.G., von denen viele mit eigenen Mitteln zurückkauften, was sie nur konnten, ohne zu erwarten, daß die Mitglieder, die Wära besaßen, diese gleich selbst ins Opferfeuer warfen. Ich selbst verkaufte bis zum letzten Augenblick meine Verlagswerke gegen Wära, um sie auf diese Weise aus dem Verkehr zu ziehen. In hervorragender Weise bezahlte auch Herr Wehmer, wo es am dringendsten nötig war, Anteilzeichnern Geld zurück, ebenso wie Dr. Nordwall mit eigenem Gelde einsprang, um Wära „einzulösen“. Es war ein fast unglaubliches Beispiel von selbstverständlicher Solidarität und Kameradschaft unter lauter Individualisten, die durch keine vertraglichen Verpflichtungen zum Zusammenhalten oder zum Rückkauf gezwungen waren.

Das Prestige des ersten großen, weltberühmt gewordenen Freigeldversuchs — der größten bisher erfolgten Propaganda-Aktion — wurde so gerettet.

Nebenbei bemerkt hatte die Aktion für mich noch ein spätes Nachspiel: In der Hitlerzeit wegen Hochverrats im Gefängnis, wurde ich auch als vermeintlicher separatistischer Sprengstoffattentäter mit dem Tode bedroht. Es war dies darauf zurückzuführen, daß unter den verschiedenen Sanierungsplänen Hebecker mir auch ein Projekt zur Selbstherstellung von Sprengstoff zur Absprengung seiner Kohle unterbreitet hatte. Na, und das war „natürlich nur ein Vorwand“! Da das Bergwerk so nahe an der Grenze liegt, sollte ich wegen dieses Materials zum separatistischen Bombenattentäter gestempelt werden.

Ist somit auch im ganzen klar, welche Rolle die einzelnen Beteiligten bei diesem „ersten Freigeldexperiment“ gespielt haben, so muß ich doch von mir persönlich sagen, daß ich bis zuletzt niemals klar gesehen habe, ob Herr Hebecker die Schwierigkeiten, die sich für uns überraschend und oft im Gegensatz zu seinen früheren Angaben einstellten, hätte voraussehen müssen, ob er sie gar vorausgesehen hat oder ob das immer neue Fehlen unerläßlicher Einrichtungen und die immer neu auftauchenden Schwierigkeiten ihm selbst unerwartet über den Hals kamen und er sich darum ebenso in einer traurigen Notwendigkeit befand wie wir.

Ich neigte zu der letzteren Annahme, sonst hätte ich nicht bis zuletzt mit ihm in kameradschaftlichem Kontakt gestanden. Aber leugnen kann ich nicht, daß mir oft genug Zweifel gekommen sind, besonders wenn mir infolge der wortkargen Art Hebeckers seine Aufklärungen ungenügend schienen.

Ganz gewiß war Hebecker ein überzeugter Freiwirt und hielt auch die Wära für eine vortreffliche Waffe. Die Notlage seines Bergwerks trieb ihn dazu, mit der Wära einen Versuch zu machen. Daß dieser auch ihm Nutzen bringen sollte, wird ihm kein Freiwirt verargen. Wir jedenfalls von den Wära-Organisationen, die jahrelang die aufreibende Arbeit für die Wära, ihre Verwaltung und Verteidigung gegen Angriffe und Verleumdungen und für die Finanzierung und Durchhaltung des Bergwerks völlig unentgeltlich leisteten und noch alle Unkosten, Reisen, Vorträge usw. aus eigener Tasche bezahlen mußten, während Hebecker als Direktor des Bergwerks auf Grund des von uns be-

schaftten Kredits sein Einkommen bezog —, haben ihm dies selbstverständlich nie verargt. Er *mußte* ja von irgend etwas leben. So können wir nur hoffen, daß auch die andern, die gezeichnete Gelder verloren haben, ebenso denken.

Wie dem auch sei, die „Opfer“ haben sich gelohnt. Sind für wahnsinnige, verbrecherische mit nationalen Phrasen umhängte Ziele Millionen an Menschenleben und ganze Volksvermögen geopfert worden und werden es noch, so, denke ich, können wir das, was die Wära uns unerwarteterweise gekostet hat, verschmerzen. Haben wir doch damit erreicht, daß für immer diese letzte Ausflucht unmöglich gemacht ist, daß nämlich das Freigeld Silvio Gesells „zwar theoretisch richtig, ja, unwiderlegbar — aber praktisch nicht durchführbar sei“.

*Es wurde praktisch durchgeführt.* Das kann nicht wieder rückgängig gemacht werden.



### Märchenhafte Goldfunde

**Johannesburg.** (Reuter) Die Nachricht von einer Abwertung des Sterling hätte auf der Londoner Börse keine größere Sensation hervorrufen können als die Meldung, daß im Oranje-Freistaat eine märchenhafte Goldader gefunden worden sei. In wenigen Stunden wurden Vermögen verdient. Die Aktien der Free States Gold Areas Company, welche die Optionsrechte und Schürfungsverträge des Fundgebietes besitzt, stiegen von vierzehn auf über 35 Schilling. Damit wuchs das Kapital der Gesellschaft über Nacht von 1,7 auf über vier Millionen Pfund an.

Die Goldadern wurden auf der Farm Erfdeel, zwölf Meilen südöstlich von Odenaalsrust, entdeckt, wo vor drei Jahren bereits große Goldfunde gemacht worden waren. Der neuentdeckte Erzgang soll eine Stärke von 15 Zentimeter haben und pro Tonne Erz etwa 529 Unzen Gold enthalten, das heißt achtmal mehr als bei den bisher in diesem Gebiet gefundenen Adern. Pro Tonne würde sich ein Gewinn von 4550 Pfund ergeben. Es soll sich um den bisher reichsten Goldbohrungsfund in Südafrika handeln.

# Wünschbarkeiten und Wirklichkeiten

von Wilhelm Brachmann

(Fortsetzung aus Heft 32, Seite 523)

Zwischen dem Erscheinen der beiden Mackayschen „Bücher der Freiheit“ liegen rund dreißig Jahre. In dem ersten Buche, den „Anarchisten“, verfährt der Verfasser in der Hauptsache geschichtlich, in dem zweiten Buche dagegen, dem „Freiheitssucher“, psychologisch.

Das Bild, das Mackay in den „Anarchisten“ vom Stande der sozialen Lage und Frage in London etwa im Jahre 1887 entwirft, ist ebenso eindrucksvoll, ja einmalig, wie es seine temperamentvolle Beschäftigung mit sozialen Vorgängen in Chicago ist, die in die gleiche Zeit fallen. Es haben sich schon ungeheure Dinge abgespielt, es ist schon vom sogenannten Proletariat maßlos gelitten worden, ehe sich die Verantwortlichen, oft mehr aus Sorge um die Dauer ihrer Macht als aus sittlicher Verantwortung, bereit gefunden haben, die „soziale Frage“ anders als lediglich unter der bequemen Perspektive zu betrachten, daß es arme Leute geben müßte! Dieser Zustand wäre sogar Gottes Wille. Angesichts einer solchen, weit verbreiteten Auffassung darf man sich dann freilich über die Kirchenfeindschaft des Proletariats nicht wundern, so wenig in diesem Zusammenhange auch ein so bedeutender praktischer Christ wie Johann Hinrich Wichern und des Papstes Leo XIII. berühmte Enzyklika „Rerum novarum“ vergessen werden dürfen. Nur: so großartig die hier in Betracht kommenden Leistungen der Inneren Mission und der Caritas zweifellos auch waren und sind, sie vermochten gleichsam naturgemäß nicht das zu bewirken, woran dem Proletariat ebenso naturgemäß zunächst gelegen sein mußte und auch tatsächlich lag, nämlich einen Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung. Kirchen sind wesentlich nicht revolutionär. Marx und Engels aber sind es, und mit ihnen sind es weite Kreise des Proletariats beziehungsweise der Industrie- und gelegentlich auch der Landarbeiterschaft. Das alles ist kein Zufall, weil es nämlich letztlich sicher nicht anders sein kann. Diejenigen Denker aber, die, wie John Henry Mackay, die Revolution und insbesondere den revolutionären Sozialismus beziehungsweise Kommunismus aus Gründen der reinen Zweckmäßigkeit ablehnten, standen dem Christentum womöglich noch kühler und abweisender gegenüber, als das bei den auch nur einigermaßen konsequenten Marxisten seit hundert Jahren der Fall zu sein pflegt. Machten und machen sie doch in erster Linie diese Religion und selbst ihren Stifter dafür verantwortlich, daß die natürliche Voraussetzung aller unabdingbaren Ansprüche des Proletariats beziehungsweise der Arbeiterschaft, der Egoismus, nicht stark und lebensfähig genug ist. Wie man sieht, stoßen hier Welten aufeinander.

Aber auch innerhalb der sozialen Bewegung sind durch Abgründe getrennte Gegensätze an der Tagesordnung. Jedermann kennt heute den Gegensatz, der zwischen der westeuropäischen Sozialdemokratie und dem östlichen Kommunismus, genannt Bolschewismus, obwaltet. Wie Mackay, verläßt sich auch die Sozialdemokratie auf die Evolution. Im übrigen ist sie jedoch, sogar sehr beträchtlich, staatlich, man kann dafür auch sagen: etatistisch, orientiert. Im Gegensatz dazu sieht Mackay gerade im Staat die Wurzel alles Übels, weil er in ihm die Quelle aller Gewalt erblickt. Deshalb nennt sich Mackay einen Anarchisten, jedoch einen solchen, dem die Souveränität des Individuums, die individuelle Freiheit, über alles geht.

Das sind etwa die tragenden Grundgedanken der „Anarchisten“. Im einzelnen ist noch folgendes hervorzuheben.

Die zentrale Figur dieses Werkes ist Carrard Auban, ein Franzose, der einen großen Teil seines Lebens in London verbringt und durch Erfahrungen sowie

durch gründliches Nachdenken immer mehr das wird, was Mackay einen dem Grundsatz der Gewaltlosigkeit und des Egoismus im Sinne des „dritten“ Stirnerschen Egoismus huldigenden „individualistischen Anarchisten“ nennt. Das Werk hat ein echter Dichter geschrieben, der den Leser unmittelbar an den Erlebnissen und Erkenntnissen Aubans teilnehmen läßt, ihn dadurch unmerklich zur Auseinandersetzung mit der traditionellen bürgerlichen Welt und ihrer Gesellschaftsordnung, aber auch mit dem Sozialismus zwingend.

Im Mittelpunkt der „Anarchisten“ steht nun jenes Gespräch, das Auban mit einem Besucher führt, der zum Studium der sozialen Frage aus Paris nach London gekommen ist. Dieser wünscht von Auban Aufschluß über das Wesen des Anarchismus zu erhalten. Auban stellt daraufhin die Gegenfrage, was sich denn sein Besucher konkret unter Anarchismus vorstelle. „... ein blutiges und rauchendes Chaos, ein Trümmerhaufen des Bestehenden, völlige Lockerung und Auflösung aller Bande, die bisher die Menschen verknüpften: der Ehe, der Familie, der Kirche, des Staates; eine zügellose, durch keine Fessel mehr in Ordnung gehaltene, sich gegenseitig zerfleischende Menschheit...“, das ist des Besuchers Bild vom Anarchismus in seiner Erscheinung, das er ebenso leidenschaftlich ablehnt wie das anarchische Ideal: „... das harmlose, friedliche, ungestörte Zusammenleben der Menschen in Gütergemeinschaft, wobei der eine sich fortwährend seiner Interessen zugunsten des anderen und der Gesamtheit freiwillig entäußert...“ Ein solches Ideal einer freien Gesellschaft erscheine ihm als völlig unvereinbar mit der wahren Natur des Menschen. Er muß sich von Auban dahin belehren lassen, daß er Erscheinungs- und Idealbild des *Kommunismus*, des *Gegenpols des Anarchismus* geschildert habe. Es gäbe überhaupt nur sehr wenige wirkliche Anarchisten. „Indessen ist jeder konsequente Individualist Anarchist“, erklärt Auban. Wie ist das zu verstehen?

Auban sagt es uns, wobei er vom ursprünglichen Wortsinne des griechischen Wortes Anarchie ausgeht, der auf „Herrschaftslosigkeit“ deutet. „Nun ist ein Zustand der Herrschaftslosigkeit identisch mit einem Zustand der Freiheit: wenn ich keinen Herrn habe, bin ich frei. Anarchie ist somit Freiheit.“ Was aber ist Freiheit? „Freiheit ist die Abwesenheit der aggressiven Gewalt oder des Zwanges... Die organisierte Gewalt nun ist der Staat. Wie Gewalt sein innerstes Wesen ist, so ist Raub sein Privilegium, so ist die Beraubung der einen zugunsten der anderen das Mittel seiner Erhaltung. Der Anarchist sieht daher in dem Staat seinen größten, ja seinen einzigen Feind.“ Damit lautet die erste Forderung des Anarchismus deutlich: ökonomische Unabhängigkeit, Freiwerden der Arbeit, Beseitigung der Ausbeutung durch Verstopfen der Ausbeutungsquellen, die Kapitalzins und Grundrente heißen. Im Hintergrunde werden hier Proudhon und Stirner sichtbar, der gesagt hat, daß, wenn die Arbeit frei würde, der Staat verloren wäre.

Im übrigen beansprucht Auban für sich selbst lediglich das Recht der freien Entschließung über seine Person. „Ich verlange und erwarte keine Zuerteilung von Rechten seitens der Gesamtheit, und ich fühle mich ihr gegenüber zu nichts verpflichtet.“ Ob diese „Gesamtheit“ nun Staat, Gesellschaft, Vaterland, Gemeinwesen, Menschheit heißt, bleibt sich für Mackay gleich.

Man sieht: Mackay ist *konsequenter* Individualist, und als solcher ist er *zwangsläufig* Anarchist. Ob dabei nicht aber die *Geschichte negiert* wird, fragt der Besucher. Auban antwortet: „Ich negiere die Vergangenheit... Ich habe von ihr gelernt. Das können nur wenige von sich sagen. Ich negiere alle menschlichen Institutionen, welche sich auf das Recht der Gewalt gründen. Ich bin mir selber mehr wert, als sie es mir sind.“

Dabei ist Auban davon überzeugt, daß die noch immer höchst wirksamen, letztlich auf Gewalt aufgebauten Institutionen aller Art eines Tages nicht mehr stärker sein werden als er, das heißt: als der Einzelne. „Denn worin besteht ihre Macht? In der Torheit der Betörten.“ Nicht, daß Auban an den Fortschritt

der Menschheit glaubt! „Weh' dem, der glaubt! Ich sehe ihn, wie ich jeden Tag die Sonne sehe...“

Offenbar vertraut Mackay rückhaltlos auf die segensreiche Wirkung der befreiten, der Ausbeutung durch Kapitalzins und Grundrente nicht mehr unterworfenen Arbeit. Die „Gewalt“ einer solchen Wirtschaftsordnung wird nach seiner Überzeugung stärker sein als jede von welchen Institutionen auch immer ausgeübte Gewalt, insbesondere als die Gewalt des Staates, des Urquells der Gewalt überhaupt.

Die logische Schlüssigkeit dieser Argumentation wird sich wohl kaum bestreiten lassen. Ihre geschichtliche Verwendbarkeit ist dagegen eine Frage für sich, auf die später noch einzugehen sein wird. Darüber hinaus hat Mackay einen entscheidend wichtigen Gesichtspunkt völlig übersehen, daß nämlich Freiheit primär sittliche Freiheit ist. Von da her präsentiert sich gerade nicht die Abwesenheit des Zwanges, wie Mackay meint, sondern vielmehr seine Anwesenheit als das Kennzeichen der Freiheit. Nur, daß es sich bei der recht, das heißt: als etwas Sittliches verstandenen Freiheit nicht um einen äußeren, sondern um *einen inneren Zwang handelt*. Dieser Unterschied ist beträchtlich. Und hier hat dann Mackay allerdings Wahrheiten ausgesprochen, die festgehalten zu werden verdienen.

Wir beschließen unsere Explikation der „Anarchisten“ mit einem Hinweis auf Wesen und Lebensform des von Mackay vertretenen Egoismus, seines hauptsächlich Geschütztes gegen den Menschheitsbeglucker Kommunismus. Ein Kommunist fragte einmal eine Frau vorwurfsvoll, was sie denn jemals zum Glücke der Menschheit beigetragen habe. Die Antwort lautete: „Ja, ich bin selbst glücklich gewesen!“ Nur ein sehr großer Könnner dürfte in der Lage sein, mit einer so schlichten, ja simplen Wendung alles das zweifellos höchst Bemerkenswerte zum Ausdruck zu bringen, was er sich denkt, wenn er von Egoismus, Individualismus, Anarchie und vor allem von Freiheit spricht. Mackay ist ein großer Könnner!

Das Buch „Der Freiheitsucher“ ist ein Roman, der in zehn Kapiteln die Entwicklung eines Deutschen vom Kind zum Manne behandelt, wobei, ähnlich wie in den „Anarchisten“, die Freiheit das Hauptthema ist. „Er hatte das Leben gesucht und die Freiheit gefunden, die allein Leben ist“, heißt es am Schluß des Werkes. Dieses Suchen und dieses Finden werden ungemein eindrucksvoll geschildert, wobei auf weite Strecken hin scharfe Abrechnung mit der Zeit vor dem ersten Weltkriege gehalten wird, da die Menschen vornehmlich in Deutschland lediglich „Untertanen“ waren und vielfach auch sein wollten.

Wenn nun auch vieles höchst Unerfreuliche, was Mackay geschildert hat, inzwischen überwunden und daher überholt ist, im Ergebnis geht er jedoch über den Ruf unserer Zeit noch beträchtlich hinaus, indem ihm nämlich an freien Menschen und nicht nur an Bürgern, das heißt in seinem Falle: an konsequenten, daher in dem früher dargelegten Sinne anarchistischen Individualisten gelegen ist. Fremd steht er jeder Art von Diktatur gegenüber. Aber auch zur Demokratie nimmt er eine ablehnende Stellung ein, weil diese ja Staat und damit letztlich ebenfalls Gewalt sagt, die sie, gestützt auf parlamentarische Mehrheitsbeschlüsse und auf eine weitverzweigte Bürokratie, gegebenenfalls mit Härte ausübt. So eröffnet Mackay über die beiden Wege der Diktatur und der Demokratie hinaus die Perspektive eines dritten Weges, über dessen Eingang „individualistischer Anarchismus“ geschrieben steht. Ist das ein möglicher, das heißt: ein geschichtlich vertretbarer Weg? Diese Frage wird uns noch beschäftigen.

Wie die „Anarchisten“, so muß man auch den „Freiheitssucher“ einmal im Ganzen auf sich wirken lassen, um innezuwerden, welch lauterer Geist in diesen Büchern mit höchster Präzision, wenn auch mit nicht zu verkennender

Einseitigkeit am Werk ist. Daß dieser Geist zugleich der Geist eines wirklichen Dichters ist, erhöht noch den Reiz der Lektüre. Wir heben aus dem „Freiheits-sucher“ nur einige wenige Momente heraus, die uns besonders bemerkenswert zu sein scheinen.

Was bedeutet das erste „Nein“ eines Kindes? Keinen Trotz, beileibe nicht, sondern die Feststellung, daß das Kind hinfort auf jeweils genau begründete Hinweise und Weisungen Anspruch erhebt. Mit seinem ersten Nein fängt es wirklich zu denken an. Es ist für Mackay bezeichnend, daß er diesem Sachverhalt mit Liebe und Gründlichkeit nachgegangen ist.

Nach dem Tode der mit ihm allein, vom Vater getrennt lebenden Mutter bleibt kein anderer Ausweg als des Knaben Rückkehr zum Vater, einem für deutsche Verhältnisse typischen höheren Beamten. Der Knabe wird weggeholt. „Sie mußten ihn in den Wagen heben. Zum ersten Male spürte er sie an seinem jungen Leibe — die Gewalt, die er hassen lernen und hassen sollte, sein Leben lang, wie nichts auf der Welt. Mit aufeinandergebissenen Zähnen und tränenlosen Augen ergab er sich, als er sah, daß er der Schwächere war.“ Eine, jedenfalls für Mackays spätere Konzeption, außerordentlich bedeutsame Episode! Kaum weniger wichtig wurde dafür der Augenblick, da dem Knaben der so häufig festzustellende Riß bewußt wurde, welcher es zu keinem Einklang zwischen Reden und Handeln der Menschen kommen läßt. In seiner Not hatte er sich an einen evangelischen Geistlichen gewandt, der ihn, von seinem Standpunkt aus mit fraglosem Recht, auf ein demütiges Verhalten hingewiesen hatte, während es unserem Knaben allein auf grundsätzliche Klarstellungen von fragwürdigen Sachverhalten ankam. Dazu bemerkt Mackay: „Kind, das er war, wußte er noch nicht, daß es nicht leicht etwas auf der Welt gab: unduldsamer und engherziger als ein evangelischer Geistlicher.“

Man kann das vielleicht auch noch anders ausdrücken, daß nämlich zwar wohl der Knabe in Mackays Roman „Der Freiheitssucher“, nicht aber ein christlicher Kultusbeamter die Potenz zum Anarchismus in sich hat, eine Potenz, die freilich nicht zuletzt gerade dadurch eines Tages Aktualität gewinnen kann, daß es so etwas wie theologische Absolutheitsansprüche stellende, im übrigen aber zum Ausgleich mit der „bösen Welt“ geneigte christliche Kultusbeamte gibt. Deren Rolle erscheint in solchen, wie in den von Mackay geschilderten Situationen wahrlich als alles andere denn als heroisch. Sind sie nicht aber vielleicht gerade deshalb der Wirklichkeit, der geschichtlichen Wirklichkeit des geschichtlichen Wesens Mensch, näher? So wenig auch der selbstsichere evangelische Geistliche des Romans in seiner pharisäerhaften Engstirnigkeit an diese Frage heranzukommen vermag, sie muß trotzdem gestellt werden. Ihre Erörterung bleibt vorbehalten.

Nach einem heftigen Zusammenstoß mit dem Schuldirektor und dem Bruch mit dem Vater ist sich der Jüngling bewußt, sich selbst mündig gesprochen zu haben, indem er „vor sich selbst mündig“ wurde.

Damit sind die Fundamente, auf die letztlich immer alles ankommt, gelegt. Das Ergebnis ist ein unerschrockener Feind der Gewalt in jeder, auch in der sublimsten Form. Die Perspektive auf den individualistischen Anarchismus ist damit eröffnet, der dann mit Sicherheit resultieren wird, wenn der Held des Romans sich selbst gegenüber völlig konsequent bleibt und im übrigen tapfer genug ist, um die hier anfallenden Konsequenzen auch zu ziehen. Daß eine „Widerlegung“ Mackays unter diesen Umständen schwierig ist, ist klar. Denn noch immer ist es zum wenigsten mißlich, einen Menschen nur deshalb abzulehnen und womöglich moralisch oder auch politisch zu disqualifizieren, weil er bei ausgeprägtem Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit sich selbst gegenüber konsequent und der Welt gegenüber mutig genug ist, um zu sich selbst zu stehen. Man kann hier höchstens einwenden, daß man in jedem Falle besser daran tut, es mit der Wahrheit und der Gerechtigkeit nicht so genau zu

nehmen, jedenfalls nicht so genau, wie es der Knabe und Jüngling unseres Romans tut. Gerade dann geraten ja aber die Fundamente des Staates und der Kirche ins Wanken, die über ihre Vertreter, die Lehrer und die Geistlichen, jene Forderungen anmelden, an denen der Held des Romans nur deshalb scheitert, weil er sie genauestens befolgt!

Diese Dinge muß man sehen, um Mackay recht zu verstehen. Hier redet ein Geist, der mit seinem Werk seinen Lesern zwar enorm kaltes, dafür aber auch ungewöhnlich klares und erfrischendes Brunnenwasser in einem Becher von lauterem Golde reicht. Der Umgang mit Mackay ist daher alles andere als bequem und für viele, wenn nicht für die meisten, vielleicht sogar gefährlich, weil sie diese Klarheit an sich selbst und der Welt, wie sie ist, irre machen und umbringen kann. Billige „Argumente“ müssen hier versagen. Wirkliche Argumente gegen Mackay dürften aber nur sehr schwer zu gewinnen sein.

Der Held des Romans sieht auf seinem Lebenswege seine innere Welt wiederholt dem Zweifel und selbst der Verzweiflung ausgesetzt. Er bleibt jedoch unbeirrbar der Freiheitssucher, als den wir ihn schon in seiner Kindheit kennengelernt haben, um eines Tages zum Freiheitsfinder zu werden.

Besondere Beachtung verdienen das fünfte und das siebente Kapitel, die „Der Zweifler“ beziehungsweise „Der Sucher“ überschrieben sind. In ihnen wird — übrigens in ähnlicher Weise wie schon in den „Anarchisten“ — zur sozialen Frage und zu der Erscheinung des Staates Stellung genommen. „Der Staat — die verkörperte Gewalt“, und doch oberster Richter in jedem Lande! Ist das möglich? Können Gewalt und Recht zusammengehen? Ja, wenn der Staat lediglich zwecks Wahrung des Rechtes und der Gerechtigkeit Gewalt besäße und übe! Gerade das ist aber, wie vornehmlich die Lage auf sozialem Gebiet zeigt, wo Ausbeuter und Ausgebeutete einander gegenüberstehen, nicht der Fall. Vielmehr schützt der Staat de facto mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und vor allem jenes „Eigentum“, das durch Raub am vollen Arbeitsertrage der Schaffenden entstanden und daher und in diesem genau festgelegten Sinne „Diebstahl“ ist, wie schon Proudhon erkannte. Ist das so, dann kann von „Freiheit“ und „Recht“ legitim natürlich nur unter der Voraussetzung der Überwindung des Staates gesprochen werden. Der naheliegende Einwand, daß die von Mackay kritisierten Sachverhalte mit der „Unvollkommenheit alles Irdischen“ zusammenhängen und daher nicht beseitigt werden könnten, verfängt insofern nicht, als ja, diese Unvollkommenheit rückhaltlos zugegeben, die Welt wiederum nicht so beziehungsweise nicht in der Art unvollkommen ist, daß nicht auch noch andere als die gewohnten Wege zur Lösung hier anfallender Fragen zur Verfügung ständen. Man kann schon die Arbeit wirtschaftlich „frei“ machen, was, nach Stirner und Mackay, zum Ende der Staatlichkeit führen müßte. Wenn man es nicht tut, geschieht das wirklich aus anderen und überzeugenderen Gründen als nur deshalb, daß man die Gewalt nicht preisgeben will?

Wenn wir recht sehen, ist es vor allem diese Frage, vor die uns das Werk John Henry Mackays stellt. Zugleich dürfte deutlich geworden sein, daß es nur dann vertretbar ist, andere als die von Mackay empfohlenen Wege einzuschlagen, wenn diesem in seiner Art bedeutenden Denker ein grundsätzlicher Fehler im Ansatz seiner Konzeption nachgewiesen werden kann. Jeder andere Einwand gegen Mackay müßte als „faule Ausrede“ erscheinen.

Aber selbst dann, wenn ein solcher Fehler festgestellt werden sollte, bleibt das Werk Mackays das, was es, sieht man zum wenigsten auf seine potentielle Wirkung, nun einmal ist: ein einzigartiger Sprengstoff zur Beseitigung für Kunstwerke angesehener höchst fragwürdiger Bauten, die über die ganze Erde in reicher Fülle verbreitet sind. Man kann diese „Bauten“ im übertragenen Sinne auch Heuchelei, Lüge, privilegierten Raub, Diebstahl, Ausbeutung, Sklaverei nennen. In jedem Falle sind sie Brutstätten der Unfreiheit. In kei-

nem Falle aber, auch dann nicht, wenn Mackays Grundkonzeption nicht zu halten ist, wird es denen, die Mackay begegnet sind, noch möglich sein, irgendwelche privilegierten Institutionen, seien es nun „profane“ oder selbst „heilige“ Institutionen, nur deshalb ernst zu nehmen, weil sie mächtige Institutionen sind. Ihr Nimbus ist ein für allemal dahin. Das kann jedoch auch für die verschiedenen Institutionen und ihre Repräsentanten sein Gutes haben, indem ihnen nämlich wohl nur so zu der auf die Dauer für sie selbst lebenswichtigen Erkenntnis verholfen werden kann, daß sie gehalten sind, die Menschen gleichsam als ihre Kunden und daher so anständig wie überhaupt möglich zu behandeln, weil sie nämlich sonst überflüssig werden. Staatspräsidenten, Minister und Bischöfe mögen mit diesem „Kundendienst“ den Anfang machen. Dann werden die „nachgeordneten Stellen“ schon von selbst folgen. Zur Verbesserung der so häufig nach Polizei und Inquisition riechenden irdischen Atmosphäre würde das fraglos beträchtlich beitragen. Und auch das wäre schon ein Gewinn!

### *Karl Melzer: Film in der Krise*

Der Film ist in eine Zeit hineingewachsen, die voller Widersprüche ist. Den fast unvorstellbaren technischen und naturwissenschaftlichen Fortschritten, die den immer neuen Reichtum der Erde darlegen, steht ein ebenso unvorstellbarer sozialer Tiefstand gegenüber. Unlösbar scheint dieser tragische Widerspruch zu sein, der zum Bild der gewaltigen Krise geworden ist. Ratlos, verwirrt und auswegslos steht der Mensch in ihr.

Nicht viel anders geht es dem Film. Dieses Phänomen besitzt in überreichem Maße alle technischen und wirtschaftlichen Kräfte, die unaufhörlich zur Vollkommenheit streben. Ton, Farbe, bald auch das plastische Sehen werden gemeistert. Die optische und akustische Entwicklung vertieft die sinnlichen Eindrücke. Überraschende Interpretationen durch den großen Schauspieler be-seelen das Spiel und erschüttern den Zuschauer und Zuhörer. Alle Bereiche eines starken Erlebens sind weit geöffnet, um die innersten Regungen im Beschauer zu wecken. Ja, es ist gelungen, die Überlegenheit der Bühne gelegentlich zu paralysieren. Das ursprüngliche Wort und der gedankliche Schöpfungsprozeß des physisch wahrnehmbaren Darstellers auf der Bühne wird bis zur vollendeten Illusion auf der Leinwand wiedergegeben.

Und doch bleiben die gewaltigen Kräfte, die dem Film innewohnen, ungenutzt. Der Film ist arm, er ist ärmer geworden, als er es noch vor zwanzig Jahren war.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten sind es nicht, die die Krise bestimmen,

in der sich der Film befindet. Er ist seit langem zum ehernen Bestandteil des Existenzminimums der breiten Menge geworden. Jeder publikumswirksame Film bringt Millionen Besucher im Ursprungsland und darüber hinaus im Ausland vor die Leinwand und amortisiert sich. Die Wirtschaftskrisen müßten schon das Ausmaß der dreißiger Jahre annehmen, sollten sie die Besucherziffern wesentlich beeinträchtigen.

Diese Krisenfestigkeit enthebt auch so viele Filmmänner der Notwendigkeit, darüber nachzudenken, wieso eine Krise zu befürchten sein solle. Die ewige Kontroverse, ob Unterhaltung oder Ästhetik gibt nur unbestimmt und oberflächlich die kritische Situation wieder, in die der Film eingetreten ist.

Der Film erlebt eine geistige Krise, deren Ausgang entscheidend ist für seine Existenz. Er steht schwankend, unbestimmt und erstaunlich unberührt von dem tragischen Geschehen der Zeit. Er führt trotz aller Verbundenheit mit dem Volk, dem er die wenigen Stunden traumhaften Entrinnens aus der Welt einer unsinnig gewordenen Realität schenkt, ein befremdliches Dasein.

Die großen technischen Fortschritte, die seinen Weg begleiten, der materielle Reichtum einer rationalisierten Filmwirtschaft, sie werden nicht genutzt, um Höchstleistungen zu vollbringen. Geistige Leere und Öde breiten sich aus. Die Zahl der hervorragenden Filmschöpfungen sinkt erschreckend ab. Oberflächliche Unterhaltung und Zerstreuung fördern die Flucht der Gedanken und Gefühle aus der harten Wirklichkeit in die verschwommenen

Bezirke des Vergessens von täglicher Not, in die der Mensch seit Jahrzehnten hineingerissen ist. Die Fabrikware drängt unaufhaltsam auch in jenen Bereich, der dem anspruchsvollen Film von hohem geistigen und ethischen Rang vorbehalten sein sollte. Die menschlichen und gesellschaftlichen Probleme warten vergeblich auf die filmische Interpretation.

Die Erfindung des Buchdrucks hat einmal vor Jahrhunderten die geistigen Erkenntnisse verbreitet und das geistige Leben befruchtet. Sie hat dem schöpferischen Gedanken und dem geschriebenen Wort Kräfte verliehen, die immer wieder entscheidend auf den Umbruch der Zeiten einwirkten. Damals ein Phänomen, nicht weniger bedeutend als der Film in unserer Zeit, wurde der Buchdruck unmittelbar und bewußt in den Dienst der geistigen Kräfte gestellt. Er wurde ein wesentlicher Kulturfaktor, ohne den die gewaltigen sozialen Umwälzungen, die Reformation, die französische Revolution, die Auseinandersetzungen unseres Jahrhunderts, die Verbreitung der Marxschen Lehre nicht denkbar wären.

450 Jahre später taucht ein neues Phänomen auf, der Film. Er erweiterte die Verbreitungsmöglichkeiten der Gedanken und Worte, der Ideen durch die visuelle und akustische Eindringlichkeit, die bisher von keinem Publikationsmittel erreicht worden sind.

Da er nicht die Gönner fand, wie ehemals der Buchdruck, verbrachte er seine Jugend in den Bereichen der Märkte, Straßen und Hinterhöfe. Die ärmliche Kinderstube haftet ihm für sein ganzes Leben fühlbar an. Er sucht ganz wie ein Parvenü durch Gehaben, Kleidung und Auftreten diese Mängel auszugleichen. Das hält ihn in der Welt des Scheins so fest.

Seine Tradition bindet ihn unwiderruflich an das Milieu, aus dem er seine Wachstumskräfte bezogen hat. Es ist das breite Volk, dem er seine Existenz und seine Entwicklung verdankt. Es sind die breiten Massen, die in einer Welt der sozialen Ungerechtigkeit im Film den Freund fanden, der sie in eine schönere Sphäre entführte. Was in diesem armseligen sinnlosen und ungerechten Leben Utopie schien, wurde für zwei Stunden zu einer beglückenden Wirklichkeit gezaubert.

So ist es natürlich, daß der Film sich verpflichtet fühlt, den breiten Massen die Treue zu halten, noch dazu, wo diese

Treue mit klingender Münze bezahlt wird. Alle Versuche, diese Bestimmung des Films zu leugnen und ihn auf die höhere Ebene zu heben, müssen scheitern. Sie müssen es um so mehr, als die absurden sozialen Mißverhältnisse dazu auffordern, im Schein und Traum der Leinwandausstrahlung Vergessen zu suchen.

Schließlich ist auch nicht zu leugnen, daß dieser Film, auch im trügerischsten Happy-End, dem allgemeinen sittlichen Verlangen nach einer ausgleichenden Gerechtigkeit, wenn auch oft auf verschlungenen Wegen und mit gelegentlichen Vergewaltigungen des gesunden Menschenverstandes, zu entsprechen sucht.

Soweit ist alles gut und recht in einer Welt, deren Unvollkommenheit als unabänderlich hingenommen wird. Wir sind jedoch auf dem besten Wege, diese vermeintliche Unabänderlichkeit ernsthaft zu bezweifeln. Es brechen allerorts die Kräfte auf, die aus der Widernatur eines armseligen Lebens inmitten eines unversiegligen Reichtums der Natur zur Revolution des Denkens drängen. Die neuen und jungen Geister einer anstürmenden Generation überwinden die Stagnation und die Apathie und werden unsere zusammenbrechende Sozialordnung ad absurdum führen.

Da ist nun dieses Phänomen Film in unsere Hand gegeben, das fünfzig Jahre ein volkstümliches Dasein führt, und dessen gewaltige Kräfte, von allzu wenig Ausnahmen abgesehen, brach liegen — brach liegen angesichts der großen Aufgaben einer sozialen Besinnung.

Ist sich der Film seiner Macht und seines mitreißenden Schwunges nicht bewußt? Hindern ihn höhere Gewalten daran, die Fesseln zu sprengen, die ihn nur im Alltagsbereich der Unterhaltungsfabrik festhalten? Fehlt es den Managern im Film an der Verantwortung gegenüber dem Ruf der Zeit? Fehlt es am Wollen? Fehlt es am Können, so daß nur das Wollen nicht in die strahlende Form gegossen werden kann?

Das ist die ewige Streitfrage, die die Geister bewegt, die sich um einen bescheidenen Anteil der guten und großartigen Filme am Gesamtvolumen der 1200 Filme bemühen, die jährlich in aller Welt hergestellt werden.

Mir scheinen diese Gründe für dieses Versagen in der großen Interesselosigkeit gegenüber den sozialen Erscheinungen zu liegen. Sie hat ihre Wurzel im mangelhaften Wissen um die Zusam-

menhänge und Ursachen der Gesamtkrise. Nicht die Kriegsbereitschaft, nicht politische Divergenzen zwischen der östlichen und westlichen Welt, nicht die weltanschaulichen Experimente der Vergangenheit und der Gegenwart lösen die Krise aus. Die Ursachen liegen tiefer. Unaufhaltsam dringen die offenen und verdeckten sozialen Konflikte durch alle Völker. Die Menschen in allen Ländern suchen nach Stabilität und Sicherheit vor den beständigen Wirtschaftskrisen. Diese Wirtschaftskrisen sind es, die der sozialen Ungerechtigkeit und dem sozialen Unfrieden zum Triumph verholfen haben, Kriegs- und Krisenpanik verewigen, und die Proletarisierung der Menschheit erschreckend förderten. Die verheerenden Geldzerrütungen der letzten dreißig Jahre haben das soziale Gefüge erschüttert. Kapitalismus und Bolschewismus finden hier ihren Nährboden.

Erst wenn es den geistigen Kräften zum Bewußtsein gekommen ist, daß unsere Gesellschaftsordnung, die ihre materiellen Grundlagen aus dem sinnvollen Wirtschaften des Menschen bezieht, sich in völlige Unnatur und Widersinnigkeit verlaufen hat, kann die Erkenntnis wachsen, wie schlecht es in Wahrheit um diese Ordnung heute bestellt ist.

Der Film kann nicht beiseite stehen, wenn es darum geht, diese Unnatur, die Absurdität der Gesellschaftsunordnung aufzuzeigen und die unwürdigen Erscheinungen anzuprangern, gleich, ob er sie dramatisiert oder der Lächerlichkeit preisgibt. Die Krone setzt er jedoch dem Werk erst auf, wenn er den Beschauer aus dem Irrgarten herauszuführen vermag, wenn er in den geistvollen und herzenswarmen Auseinandersetzungen mit den Schäden dieser Unordnung nicht vergißt, unmißverständlich den Ausweg zu zeigen.

Der Film kann sich nicht mehr und länger den Luxus leisten, die sozialen Probleme zu übersehen. Sie stürzen ja auch förmlich auf den von seiner Kunst besessenen schöpferischen Menschen herzu. Sie rufen nach Gestaltung.

Der Film kann wie kein anderes geistiges Dokument diese Probleme den Menschen aller Schichten nahe bringen. Er vermag dem sozialen Thema den revolutionären Schwung zu geben, der den einzelnen Menschen wie die Masse zum Aufbruch bewegt. Er vermag die gefährliche, tötende Apathie zu lösen. Er kann die in Unordnung geratenen Dinge klären und beim rechten Namen

nennen. Er vermag den Aufstand des Menschen zu entfesseln. Der ist notwendig, um die Klammer zu lösen, mit der eine verlogene Gesellschaftskonvention ihn in die Masse preßt. Der Film vermag mehr als das gesprochene und geschriebene Wort die Feinde des Menschen und der Gesellschaft zu entlarven.

Er ist berufen, die Ideale eines freien Menschen in einer freien Welt plastisch und allgemeinverständlich darzulegen. Er kann in der unvergleichlichen Darstellungskraft des Schwarz-Weiß zeigen, wo und wie der Kampf gegen Unfreiheit und Ausbeutung aufgenommen werden muß. Er ist berufen durch lebendige Pamphlete die Pflücker, die Schmarotzer, die Dunkelmänner ins öffentliche Licht zu setzen. Er kann das revolutionäre Ziel, die soziale Gerechtigkeit in der persönlichen Freiheit, verständlich machen.

Noch immer sehnen sich die Menschen nach ganzen Wahrheiten, noch immer sind die Menschen bereit, sich zu begeistern und mitreißen zu lassen. Noch immer lassen sie sich auch bewegen, nachzudenken, wenn sie in rechter Weise an das Wissen herangeführt werden.

Der Film ruft den Verstand an und hinterläßt Nachdenklichkeit. Er ruft das Herz und die Seele an und hinterläßt Schwung, Begeisterung und Mitempfinden für die Nöte der ganzen Menschheit. Er führt zu Verstandes- und Herzensbildung, um die gewaltlose geistig-seelische Meisterung der Krise unserer Zeit zu unterstützen.

Ja, das könnte er alles. Warum, so fragen wir uns, mobilisiert er nicht seine gewaltigen Kräfte, um die lebenswichtigen Probleme zu dokumentieren? Die Stagnation des literarischen Lebens, das nur wenige solche treffende Dokumentationen gewaltigen Ausmaßes seit dem ersten Krieg hervorgebracht hat, bringt keine ausreichende Erklärung. Die Stoffe und Themen liegen in unübersehbarer Fülle auf der Straße. Autoren und Drehbuchverfasser sind vorhanden. Freilich sind die Köpfe nicht reichlich vorhanden, die zugleich auch die soziale Materie beherrschen. Die meisten von ihnen sind nach verunglückten Ausflügen in belanglose Problemchen, in die Trümmer und Wracks, in die Pseudokonflikte des sozialen Bereichs voller Resignation zum handfesten Schema der geläufigen Unterhaltung zurückgekehrt.

Aber die wenigen Unentwegten, die sich nicht abschrecken lassen, sollten sich mit Männern verbinden, die außerhalb

der Filmsphäre sich den soziologischen Forschungen widmen. Eine fruchtbare Zusammenarbeit, ein geistvolles Bündnis wird geschaffen, wenn jene Forschung, die eine Fundgrube der gewaltigen und zugleich interessantesten Konflikte ist, von den Männern des Films, voran den Autoren, nutzbar gemacht wird.

Der Film ist mehr als andere Kulturgüter dem industriellen Bereich verhaftet. Es stände ihm wohl an, den zur Verwendung gelangenden Rohstoff, das Reich der Ideen, durch Systematik so zu veredeln, daß er durch einmalige Leistungen die Welt überrascht.

Das Publikum, ja, man soll es nicht glauben, es wartet auf die großen Würfe. Es hat sich willig von jeher allem Großen und Gekonnten erschlossen. Es sucht über die Unterhaltung hinaus nach kraftvollem und tiefem Erleben, wenn es nur recht geboten wird. Und das vermögen bedeutende Meisterregisseure.

Denken wir doch daran, daß sich

hinter der Zerstreuungs- und Unterhaltungssucht um jeden Preis die Enttäuschung über die Stumpfsinnigkeit des Lebens verbirgt, daß aber willig eine geistige Führung von der Menge anerkannt wird, wenn die tiefe Sehnsucht nach sinn- und gehaltvollem Erleben erfüllt wird.

Im Film selbst liegt das Versagen, nicht im Publikum. Es fehlt an dem Mut und der Verantwortung der Auftraggeber, es fehlt aber auch an dem Wissen um die seelischen Nöte, die die Menschen bewegen.

Auch der Film muß herausfinden aus der Stickluft der Konvention, auch er muß sich seiner Kräfte bewußt werden und revolutionär denken.

Die Männer des Films halten ein Pfand in den Händen, dessen Bedeutung für den bevorstehenden Kampf der Geister sie sich noch nicht bewußt geworden sind.

Film ist nicht nur dem Vergnügen, sondern auch der Bildung des Volkes gewidmet.

---

### Leo Tolstoi: Sozialismus

Es gibt zwei Arten von Sozialismus. Beide haben zum Ziel den größtmöglichen Wohlstand aller.

Der eine ist bestrebt, das allgemeine Glück zu erreichen; der andere — jedem die Möglichkeit zu geben, nach seiner Art glücklich zu sein.

Der eine anerkennt die Macht des Staates, der andere anerkennt keine Macht.

Der eine fordert ein Monopol für den Staat; der andere wünscht die Abschaffung aller Monopole.

Der eine wünscht, daß die beherrschte Klasse zur herrschenden werde; der andere wünscht die Aufhebung aller Klassen.

Der eine glaubt an einen sozialen Krieg; der andere glaubt nur an das Werk des Friedens.

Es existieren nur diese zwei Arten von Sozialismus. Der eine ist in den Kinderjahren; der andere — im Mannesalter.

Der eine gehört schon der Vergangenheit an, der andere ist die Zukunft.

Der eine muß dem anderen Platz schaffen. Und jeder von uns muß einen von diesen zwei Sozialismen wählen — oder er muß gänzlich aufhören, sich für einen Sozialisten zu halten.

(aus Tolstoi, Für alle Tage, Bd. 1/Seite 552, zitiert nach Ernst Lesin.)

\*

*Man weiß aus Erfahrung, wieviel mehr Achtung, Anstand, Menschenliebe und Verständnis der einzelne Mensch im Verkehr mit anderen, namentlich mit Fremden, entwickelt, als der auf Gewalt und angemessene Rechte pochende Staat. Verständnis, Achtung und Menschenliebe werden uns aber allein den Frieden bringen.*

Silvio Gesell

# Neue Wege zur Wohnungsbaufinanzierung

von Herbert K. R. Müller

Bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges gab es in Deutschland keinen fühlbaren Wohnungsmangel. Der laufende Wohnungsneubedarf, der durch Abbruch alter Gebäude, Vermehrung der Bevölkerung und den Aufbau neu-geschaffener Industrien entstand, wurde stets spielend leicht gedeckt. Der Wohnungsbau war rentabel, die Privatinitiative vermochte sich frei zu entfalten, und die unzähligen Baulustigen — Privatleute und Wohnungsunternehmer — wurden vom Baumarkt angelockt und wetteiferten darin, die besten und wirtschaftlichsten Baulösungen zu finden. Nicht selten war die Wohnungsproduktion der Nachfrage vorausgeeilt. Den Wohnungssuchenden wurde angeboten, neuerstellte Wohnungen gegen Erlaß der Miete für ein Halbjahr trocken zu wohnen, und die Hauseigentümer waren häufig froh, auf diesem Wege überhaupt Mieter zu finden.

Freilich stand damals die schwung-hafte Bautätigkeit im Zeichen der Terrainspekulationen, und sowohl vom sozialen als auch vom städtebaulichen Gesichtspunkt aus betrachtet, sind die in den letzten Jahrzehnten vor 1914 entstandenen Mietkasernenbauten abzulehnen. Aber auch ohne den Anreiz der Bodenspekulation hätte sich der Wohnungsbau, wie jeder andere Zweig der Wirtschaft, ebenso erfolgreich entwickelt, weil die Voraussetzung für die Rentabilität und ein ungebundener Wohnungsmarkt gegeben war.

## Die Folgen der Subventionierung

Grundlegend anders wurde es nach Beendigung des ersten Weltkrieges und der anschließenden Inflation. Nach der völligen Lahmlegung des Wohnungsbaues während der Jahre 1914 bis 1923 war ein Wohnungsfehlbedarf angelaufen, der sich auf mehrere Millionen Wohnungen belief. Die Baukosten und die Zinssätze für Hypothekarkredite waren nach Einführung der Rentenmark gegenüber dem Stande von 1914 erheblich überhöht. Nachdem sich später einigermassen normale Kapitalmarktverhältnisse entwickelt hatten, hätte sich trotzdem die Wohnungsnot innerhalb weniger Jahre beheben lassen können, wenn die früheren Rentabilitätsbedingungen wieder hergestellt worden

wären. Die Privatinitiative wurde jedoch von vornherein im Keime erstickt, weil man die Altmieten aus politischen Gründen nach dem Preisstand von 1914 stoppte und den Wohnungsneubau zu subventionieren begann. Die Folge dieser Maßnahmen war die Verewigung des Wohnungsmangels. Kein weitschauender Wohnungsunternehmer könnte es nunmehr wagen, ohne Inanspruchnahme von Subventionen zu bauen, denn bei Herstellung des Gleichgewichts auf dem Wohnungsmarkt wäre die Wirtschaftlichkeit der ohne öffentliche Zuschüsse erstellten Wohnungen wegen der Konkurrenz des subventionierten Wohnungsbaues und des Altbesitzes stark erschüttert worden. Die Privatinitiative verschwand restlos. Die Wohnungsbautätigkeit bewegte sich zwangsläufig nur im Rahmen der zur Verfügung stehenden Subventionen. Die öffentlichen Mittel waren aber andererseits so beschränkt, daß sie zeitweise nicht einmal ausreichten, um den ständig anlaufenden Neubedarf an Wohnraum zu fördern. So kam es, daß bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges das Wohnungsproblem nach wie vor ungelöst blieb.

## Die alten Fehler werden wiederholt

Durch die Zerstörungen des erneuten Weltkrieges und den riesigen Zustrom von Ostflüchtlingen hat das Wohnungselend jetzt katastrophale Ausmaße angenommen. Nach vorsichtigen Schätzungen fehlen in der Trizone allein rd. fünf Millionen Wohnungen. Im übrigen aber ist die Situation die gleiche geblieben wie 1923: Überhöhte Zinssätze für Realkredite, übersteigerte Baukosten und Mietpreisstopp. Man sollte eigentlich meinen, daß die zuständigen Stellen aus den Erfahrungen der beiden letzten Jahrzehnte die Lehren ziehen und alles tun würden, um der Privatinitiative die notwendigen Impulse zu einer freien und ungehinderten Entwicklung des Wohnungsmarktes zu verleihen. Baustoffe sind im Überfluß vorhanden, abgesehen von dem gegenwärtig noch herrschenden Mangel an Kohlenzuteilungen für die Ziegelproduktion. Millionen Erwerbslose harren verzweifelt auf Beschäftigung und könnten die Wohnungen erstellen, auf die fünf Millionen Familien ebenso sehnsüchtig warten. Aber

die maßgebenden Stellen sind auch heute wieder nicht in der Lage, das Problem zu meistern. Es kommt jetzt vor allem darauf an, die für den Wohnungsbau benötigten Investitionsmittel zu einigermaßen normalen Bedingungen vom freien Kapitalmarkt zu beschaffen und gleichzeitig die Grundlage für eine Dauerrentabilität zu ebnen. Diese Probleme, die sich unter Anwendung freiwirtschaftlicher Methoden unschwer lösen ließen, werden nicht einmal im kapitalistischen Sinne konsequent behandelt, weil man heute weniger denn je auf planwirtschaftliche Eingriffe verzichten will. Man erblickt auch jetzt wieder in der Subventionierung das Allheilmittel und vergißt dabei, daß nur so viele Wohnungen errichtet werden können, wie öffentliche Mittel für diesen Zweck vorhanden sind. Der Wohnungsbau wird unter diesen Umständen niemals recht zum Zuge kommen können und die Wohnungsnot wird nach wie vor eine chronische Dauererscheinung bleiben.

Allerdings gehört gegenwärtig Mut dazu, Maßnahmen durchzuführen, die sehr unpopulär wären, aber die Rückkehr zu freien Kapital-, Bau- und Wohnungsmärkten gewährleisten könnten. Vor allem käme es darauf an, daß endlich die planwirtschaftliche Lenkung des Kapitalmarktes aufhört und daß der Mietpreisstopp zumindest soweit gelockert wird, daß das krasse Mißverhältnis zwischen den Mieten des vorhandenen Wohnungsbestandes und den notwendigen Mieten für künftig zu erstellende Wohnungen verschwindet.

#### *Aktive Pflege des Kapitalmarktes*

Zur Zeit ist ein unbefriedigter Investitionsbedarf der Gesamtwirtschaft von sechs Milliarden DM vorhanden. Der Kapitalmangel kann aber lediglich durch Kapitalneubildung überwunden werden. Neues Kapital bildet sich nur, wenn eine Rendite geboten wird, die den tatsächlichen Marktverhältnissen entspricht. Nach der Währungsreform wurden jedoch die Zinssätze durch planwirtschaftliche Regelungen einseitig im Widerspruch zur Marktlage festgelegt, und zwar obendrein noch derart sinnwidrig, daß das Zinsgefälle nicht vom Kapitalmarkt zum Geldmarkt (kurzfristige Kredite) verläuft, sondern umgekehrt. Dieser Zustand ist dadurch veranlaßt worden, daß die Zinssätze der Restsparkonten begrenzt werden mußten, weil die Banken und Sparkassen für

den ihnen aus der Währungsreform verbliebenen Gegenposten, die Ausgleichsforderungen, nur 3½ Prozent Zinsen erhalten. Daraus ergibt sich die kuriose Situation, daß die Rendite für kurzfristige Kredite erheblich höher liegt als die für langfristige und daß die Sparer — abgesehen von der infolge der gegenwärtigen Deflationstendenzen geübten Zurückhaltung des Bargeldes — gar nicht daran denken, Spareinlagen zu einem Zins zu überlassen, der der tatsächlichen Kapitalmarktlage nicht Rechnung trägt. Selbst auf die Gefahr hin, daß sich zunächst überraschend hohe Zinssätze entwickeln sollten, müßte mit ihrer Reglementierung endgültig Schluß gemacht werden, damit die Sparkapitalneubildung angeregt und der bereits vorhandene „Schwarze Markt“ ausgeschaltet wird. Die zunächst auftretenden erschreckend hohen Zinssätze würden fraglos nach Eröffnung eines freien Kapitalmarktes sehr bald unter dem Druck einer sich nunmehr entfaltenden Kapitalneubildung absinken und sich auf ein normales Niveau einspielen. Diese Tendenz würde sich noch verstärken, wenn auch Auslandskapitalien hereinfließen und eine weitere Vermehrung des Kapitalangebots durch Maßnahmen hervorgerufen werden könnte, wie sie im Zusammenhang mit der Frage der Auflockerung des Mietpreisstopps in den nachstehenden Darlegungen vorgeschlagen werden.

#### *Nivellierung der Mieten*

Die Wiederherstellung eines ungebundenen Bau- und Wohnungsmarktes setzt nicht allein voraus, daß genügend normal verzinsliche Hypothekarkredite zu haben sind und daß die Subventionierung eingestellt wird. Auch auf der Seite des Mietpreises sind tiefgreifende Korrekturen unerlässlich. Die graduellen Unterschiede zwischen den Mieten für Altwohnungen, einschließlich der mit verschiedenen hohen Subventionen nach 1923 errichteten Wohnungen und den auf Grund der veränderten Baukostenlage erforderlichen höheren Mieten für künftig zu errichtende Wohnungen sind untereinander unbedingt auszugleichen.

Gegenwärtig soll zwar in einigen Ländern der Trizone eine Wohnungsbaubgabe eingeführt werden, die in ihrer Auswirkung für die Mieter einer Mietpreissteigerung gleichkommt. Die Abgabe stellt jedoch schon wegen ihrer unzureichenden Höhe keine echte Nivel-

lierung des Mietniveaus dar. Außerdem trägt sie einen streng fiskalischen Charakter, und schließlich soll ihr Aufkommen lediglich dazu dienen, weitere Subventionsmittel zu beschaffen. Ein wirksamer Ausgleich wäre nur gegeben, wenn man bis zum Zeitpunkt der restlosen Beseitigung des Wohnungsmangels und der völligen Aufhebung der Wohnungszwangsbewirtschaftung eine Mieterhöhung von mindestens 20 Prozent für Altwohnungen bei entsprechender Abstufung des nach 1923 errichteten Wohnraums zuließe. Die Hauseigentümer wären zu verpflichten, die hieraus fließenden Mehrmieterträge, einschließlich der auf ihre eigenen Wohnungen entfallenden Beträge, bis zur Aufhebung der Wohnungszwangswirtschaft als Festanlage bei einer Bank einzuzahlen, die ihrerseits diese Gelder zum Ankauf von Hypothekendarlehen zu verwenden hätte.

Mit einem Schlage wäre durch diese Maßnahme die beim Hausbesitz durchweg verloren gegangene Rentabilitätsgrundlage wieder hergestellt und ein unerhörter Anreiz zur Entwicklung der Privatinitiative im Wohnungsbau gegeben. Gleichzeitig würden dem organisierten Kapitalmarkt aus dieser Aktion bei einem schätzungsweisen Aufkommen von jährlich 1,5 Milliarden DM so bedeutende Beträge zufließen, daß unter diesem Angebotsdruck die Zinssätze für Hypothekarkredite unter Umständen wieder auf den Stand von 1914, d. h. auf  $3\frac{1}{2}$  bis 4 Prozent gedrosselt werden könnten. Auf Subventionen könnte der Wohnungsbau wegen des reichlichen Angebots von Finanzierungsmitteln und des abgesunkenen Zinsniveaus dann ohne weiteres verzichten. Es wäre unter Umständen sogar damit zu rechnen, daß Baustoffindustrie und Baugewerbe zunächst nicht einmal imstande wären, das nunmehr finanzierungsfähige Gesamtbauvolumen zu erstellen.

Unter Zugrundelegung von 8000 DM für eine Kleinwohnung könnten allein aus den jährlich aufkommenden Beträgen rund 230 000 Wohnungen unter der Voraussetzung gebaut werden, daß

die Bauherren 20 Prozent der Bausumme unter Anrechnung der Selbsthilfearbeiten an eigenem Geld einbringen. Wenn darüber hinaus die für die Subventionierung in Aussicht genommenen öffentlichen Mittel, diesmal ohne Verlust für die Allgemeinheit, ebenfalls dem Kapitalmarkt zufließen und wenn man ferner die dann stark angeregte freiwillige Kapitalneubildung mit in Rechnung stellte, dürfte es ohne weiteres möglich sein, jährlich mindestens 500 000—600 000 Neubauwohnungen zu schaffen. In wenigen Jahren könnte die größte Wohnungsnot beseitigt sein. Wenn dann in absehbarer Zeit das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage hergestellt ist, kann unbedenklich auf die bis dahin zugelassene Mieterhöhung verzichtet werden. Es würde sich wahrscheinlich ein den jeweiligen Wohnraumverhältnissen entsprechender marktgerechter Mietpreis ergeben und die Eigentümer des schlechten oder unmodernen Wohnraums nötigen, ihn zu verbessern oder entsprechend billiger anzubieten.

Schließlich bleibt noch die Frage der zur Zeit stark überhöhten Baukosten. Auch hier wird zunächst die Abkehr von der Subventionierung einige Wunder hervorrufen. Die Gewährung öffentlicher Zuschüsse hat keineswegs dazu beigetragen, Industrie und Bauunternehmer zu bewegen, nach den betriebswirtschaftlich und kostenmäßig günstigsten Lösungen zu suchen, da der unerlöste Teil der Baukosten jeweils durch Geschenke der Allgemeinheit gedeckt wurde. Die Privatinitiative wird auch hier sehr bald dafür sorgen, daß der noch vorhandene bedeutende Spielraum ausgenutzt wird. Außerdem werden sich die Rationalisierung des Bauvorganges, Typisierung, Normung usw. kostenmäßig erst voll auswirken, wenn nach Bereitstellung genügender Mittel Großbaustellen errichtet werden können. Die heute noch längst nicht voll ausgeschöpfte Kapazität der Baustoffindustrie birgt ebenfalls noch Reserven für eine degressive Kostenentwicklung und damit für eine nicht unwesentliche Preisermäßigung in sich.

\*

*Macht der Staat erzwungene Preise, so verbirgt der Geldbesitzer sein Geld oder der Warenbesitzer seine Waren.*  
*Joh. Gottl. Fichte*

## Vergeltung oder Vergebung?

von C. Böhm

Vier Jahre nach dem größten aller Kriege gibt es immer noch keinen Frieden in der Welt. Weder formell (als Friedensvertrag auf dem Papier) noch wirklich (in den Herzen der Menschen und Völker). Sollte uns das nicht stutzig machen? Kann man nicht oder will man nicht? Sollte es wirklich so schwer sein, all' die geschriebenen und gesprochenen Beteuerungen und Schwüre vom ewigen Frieden in die Tat umzusetzen? Warum können sich die Völker durch ihre Vertreter nicht auf vernünftige Vorschläge einigen? Sind die Vorschläge, die gemacht werden, nicht die richtigen, oder liegt es an den Vertretern? Die Vorschläge haben doch oft genug gewechselt und die an den Besprechungen teilnehmenden Vertreter auch, und es ist immer beim alten geblieben, man kann sich trotzdem nicht einigen! Woran liegt das wohl?

In den letzten 50 bis 100 Jahren ist das Leben der Menschen zunehmend differenzierter und spezialisierter geworden, und es gibt heute selten, man kann ganz ruhig sagen wohl überhaupt keine Menschen mehr, die in den verschiedensten Belangen ihres Daseins Bescheid wissen. Während früher das Leben allumfassender war und somit viele Menschen nicht nur eine, sondern eine ganze Anzahl von Tätigkeiten meisterlich beherrschten, ist der heutige Mensch in den meisten Fällen nicht mehr Schlosser, Bauer, Weber oder ein sonstwie eine bestimmte Tätigkeit voll Ausfüllender, nein, heute ist er ein ganz bestimmter Schlosser (z. B. Autoschlosser) oder als Bauer hat er sich der Erzeugung (Züchtung) einer ganz bestimmten Pflanzen- oder Tierart verschrieben. Damit hat er seinen Gesichtskreis auf seinem Spezialgebiete mächtig erweitert, in Bezug auf das Gesamtleben des Menschen aber beträchtlich eingeengt. *Auf den ganzen Menschen aber kommt es an!* Wie leicht man bei spezieller Betrachtungsweise den rechten Faden verlieren kann, wird wohl am deutlichsten beim Beruf des Arztes. Hier geht das Spezialistentum bereits so weit, daß jedes menschliche Organ seinen eigenen Arzt verlangt. Darüber hat man aber vergessen, daß der Mensch eine Ganzheit ist, dessen innere Ordnung man verletzt, wenn man bestimmte Organe für sich behandelt und gesund pflegen will. Ist ein Organ krank, dann beweist das noch lange nicht, daß der Grund hierfür nicht ganz wo anders liegen kann und man eben den ganzen Körper, und nicht nur einen einzelnen Teil desselben gesund zu machen hat. (Ausnahmen pflegen die Regel zu bestätigen.)

Unsere Welt (als ein organisch Ganzes betrachtet) ist krank und kann nicht gesunden (keinen Frieden bekommen), weil die sie behandelnden Ärzte (Politiker) sich auf keine vernünftige Krankheitsbehandlung einigen können. Auch die Politiker sind Spezialisten auf allen möglichen Gebieten und auf voneinander so verschiedene Behandlungsmethoden eingeschworen, bestrebt, an allen Ecken und Enden der Welt Frieden zu stiften, ohne daß es ihnen doch gelingt, unserer Mutter Erde als Ganzes den Frieden zu schenken. Da sie nun schon jahrelang ohne greifbares Resultat (in doppelter Beziehung auf unsere Kosten) herumdoktern, wäre es an der Zeit, sie in Urlaub zu schicken. Wo in aller Welt könnte irgendein Arbeiter, Handwerker, Kaufmann, Arzt oder was sonst er sei, so lange gegen hohe Bezahlung ergebnislos herumpfuschen? Er hätte längst seine Papiere bekommen oder sein Geschäft schließen müssen. Nur Politiker können sich, — immer von unseren Steuergeldern — mit viel Propagandawirbel und Tamtam so etwas leisten. Was hindert sie aber eigentlich, zum Kern der Sache vorzustoßen? — Angst — nichts als Angst, die von ihnen vertretenen Staaten könnten in irgendeiner Weise von der Gegenpartei übervorteilt oder angegriffen werden und ihre

Machtstellung einbüßen. Dann lieber *gar keine* Lösung als ein Nachgeben in ihren Forderungen! Inzwischen aber Ausschau halten nach Möglichkeiten, die eigene Position zu verbessern. Hat man sich in diese Gedankengänge einmal soweit vorgewagt, dann kann unsere nächste Forderung nur lauten: **Weitgehende Entpolitisierung aller menschlichen Beziehungen in der ganzen Welt.** Geschieht das nicht, dann werden sich weiter vor dem Forum der Weltöffentlichkeit (aber auch hinter seidenen und eisernen Vorhängen) **Machtkämpfe** abspielen, die keinesfalls uns Menschen nützen, wenn uns dies auch immer von allen Seiten nachdrücklichst versichert wird.

Es ist der *falsche Weg* und kann uns nur noch tiefer in unser Unglück hinführen, wenn, seit Jahrzehnten in immer steigendem Maße in aller Welt jeder Mensch von seiner (jederzeitigen) Obrigkeit zu politischer Stellungnahme (unter Verlust seiner wirtschaftlichen Existenz und der Sicherheit seines und seiner Familienangehörigen Leib und Leben im Weigerungsfalle) für sie gepreßt wird. Schon im Kriege wurden Hunderttausende und Millionen von Menschen auf Grund ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse oder einem bestimmten Volke ihrer Heimat beraubt, eingekerkert oder gar getötet. Trotz des Krieges war solche Handlungsweise unentschuldigbar. Daß aber solches Tun nach Beendigung des Krieges von Politikern vertraglich festgelegt und millionenfach übersteigert wurde, gibt ihm damit keinen Anschein des Rechts (und auch nicht den vernünftiger Handlungsweise).

Es ist unfassbar, daß man der Welt glauben machen konnte, man hätte sie von einem Dämon (Hitler) befreit und kann im gleichen Atemzuge noch Ärgeres selber tun, als man ihm vorzuwerfen hatte. Wie ist so etwas möglich? Ich kann nur immer wieder feststellen: Die Politiker in aller Welt haben versagt!

Nur wer sein *Herz* in all' diesen Fragen *nicht* mitsprechen läßt, kann der Meinung sein, daß die Niederhaltung und das Unglück des Anderen seine eigene Sicherheit fördert und sein Glück gewährleistet. Könnte nicht vielmehr das Glück, die Sicherheit, Zufriedenheit und Freiheit des Anderen auch *mein* Glück sein und es zumindest nicht ausschließen?

Politiker sind zu solchem Denken wohl nicht fähig, denn auch der Gegner im eigenen Lande (also noch nicht einmal der militärische Feind) muß im Kerker verschwinden, oder besser noch am Galgen hängen. Wenn wir uns so von der Politik nichts mehr versprechen, dann wäre es am besten, wir kämen beizeiten zu dem Schluß: Die Politik muß überwunden werden. Aber wie?

Solange die herrschende Schicht es zuwege bringt, nur jenen Arbeit zuteilen, die im Besitz des von ihr abgestempelten Parteibuches sind und die Mehrheit sich dieser Forderung beugt und sie damit moralisch unterstützt, kann es nicht anders werden. Wir dürfen politischen Schlagworten nicht mehr glauben. Da letzten Endes alle großen Politiker die Interessen einer Machtgruppe vertreten (und wenn es die vorgegebenen oder eingebildeten ihres Volkes sind) müssen notgedrungen alle mit ihrem Programm nicht Einverstandenen Ausgestoßene ihrer Heilslehren sein. *Darum* die Spaltung in Rechts und Links, West und Ost usw. Diese gilt es zu überwinden. Das kann kaum durch Zusammenschluß der verschiedenen Richtungen geschehen, also durch keine, immer größere Teile der Welt umschließende Pakte oder gar eine Weltregierung. Denn beide würden ja wieder von Politikern gebildet und beherrscht, die, so lange sie da sind, darnach streben müßten, eine Mehrheit für ihre eigenen Gedanken zu gewinnen, und wir sind praktisch beim selben Übel, nur auf höherer Ebene.

Es bleibt uns schon nichts anderes übrig, wir müssen uns von den Politikern befreien und sie in dauernden Urlaub schicken. Daß damit auch unsere heutigen Staatsgebilde verschwänden, wäre ja schließlich kein Schaden. Ich kann mir sehr gut vorstellen, daß auch dann noch alle Verkehrsmittel weiterfahren würden, daß die Post weiter unsere Briefe austrüge usw. Das beweisen uns ja jene Länder, in denen diese bei uns vom Staate betriebenen Dienste seit jeher in privaten Händen lagen. Vom Streichholz bis zur Sozialversicherung, es würde sich für alles der private Unternehmer finden, der im gesunden Wettbewerb mit seinen Konkurrenten die Basis für den Betrieb seines Unternehmens fände. Im Gegensatz zur Allmacht des Vaters Staat, der uns einfach seine Preise diktiert.

**M a c h t** (in jeder Form) ist vom Bösen. Vor allem politische Macht, die die Beziehungen zwischen Menschen und Völkern vergiftet.

Wie aber wollen wir sie tilgen? Wieder durch Anwendung von Gewalt? Wir können nicht Böses mit Bösem vergelten wollen, wenn wir die heute einander feindlich gegenüberstehenden Lager einander näher bringen wollen. Denn Böses muß fortzeugend Böses gebären, wenn sich nicht zu irgend einer Zeit die sittliche Kraft findet, ihm Einhalt zu gebieten. Und wäre unsere Zeit nicht reif dazu? **W a r u m n i c h t v e r g e b e n , a n s t a t t v e r g e l t e n z u w o l l e n ?**

Geben wir es doch unumwunden zu: Die Welt gleicht einem Heerlager lauender Hyänen, bereit übereinander herzufallen, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet. Lassen sich Kriege wirklich durch die Drohung mit einem noch höheren Kriegspotential (Atombombe) vermeiden? Oder brächte dies nicht eher eine Bewegung zustande, die aller Politik und damit natürlich auch jeglichem Militarismus ihre Helfersdienste verweigert? Die endlich einmal das Vergessen all des Gewesenen hoch hielte an Stelle eines ständigen sich Erinnerns vor Jahren oder Jahrzehnten erlittenen Unrechtes als Quelle ewiger Vergeltungsgefühle. Sollen die Leiden der Millionen Ostvertriebener Ursache des nächsten Krieges sein? Soll immer ein Unrecht schon den Keim des nächsten in sich tragen?

Nein, und tausendmal nein!

„Liebet eure Feinde“ hat einmal ein Großer gesagt. Das war damals noch nicht auf heutige Weltweiten anzuwenden. Darum wohl auch persönlicher gemeint und so zu verstehen. Heute genügt uns, wenn wir unseren (angeblichen) Feind achten, anstatt ihn zu hassen und vor allem klaren Augen den Unterschied machen zwischen den Drahtziehern (Politikern) und dem von ihnen verführten Volke. Das letztere gibt nicht nur immer den notwendigen Hintergrund für die Inthronisierung des kommenden Herrschers ab, sondern ist auch immer der allzu willige Massenfaktor zur (wenn es sein muß, gewalttätigen) Durchführung seiner Machtpläne. Kriege werden nie von der Allgemeinheit gewünscht, da ja der gesunde Menschenverstand des einzelnen sich sagt, daß es keine bösen Völker als Gesamtheit gibt. Die den Krieg (aus machtpolitischen Gründen) wollen, sind immer einzelne, die durch Propaganda, mit Hilfe falsch benützter Ehrbegriffe die verführten Völker für ihre Zwecke mißbrauchen. Darum können wir einfachen Menschen uns nach Verhalten des Schlachtenlärms viel eher wieder die Hände reichen und alles Gewesene vergessen, als es die Politiker können, die nun erst die Ergebnisse ihres Waffenganges unter Dach und Fach bringen müssen. Und das dauert nun schon Jahre und birgt, wie uns allen schauernd zur Gewißheit wird, bereits wieder die Möglichkeit einer kommenden kriegerischen Auseinandersetzung in sich.

Wir Menschen müßten die sittliche Kraft aufbringen, uns aus dem Netz politischer Verstrickungen, in dem die ganze Welt gefangen liegt, zu befreien. Dazu gehört allerdings die klare Erkenntnis der Lage, in der wir uns

befinden. Wir müßten hinter alles Geschehene einen dicken Strich machen und von vorn anfangen. Keine politischen Parteien mit allen ihren Folgerungen von Macht und Unterdrückung mehr gründen, sondern eine Bewegung mit dem einzigen Ziel der freien Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit ins Leben rufen. Mit dem dadurch bedingten Abbau des Staates fallen sowohl Eroberungs- als Wirtschaftskriege weg und nationalem Chauvinismus sind alle Gründe für seine Ausbreitung genommen. Dann hätten auch alle guten Gedanken, die heute von einer Minderheit vertreten (und unterdrückt werden) die Chance, praktisch ihre Brauchbarkeit beweisen zu dürfen. Alles Weitere würde organische Entwicklung sein.

## DISKUSSION

Kurt Göddertz

### „Das größere Problem“, vereinfacht durchschaut!

Karl Walker beschäftigt sich in seinem Aufsatz: „Das größere Problem“ mit der ungeheuren Gefahr, die der Menschheit der Neuzeit, oder besser gesagt, den demokratisch organisierten Völkern aller Zeiten durch den Herrschaftsanspruch der Massen droht, also durch den Herrschaftsanspruch der Mittelmäßigen, oder wie er sich durchaus nicht zu unrecht ausdrückt, durch den Herrschaftsanspruch der Geistverlassenen, der Unfähigen und Hilflosen. Er erwähnt auch Ortega y Gasset, dessen bekanntes Buch: „Der Aufstand der Massen“ die gleichen Fragen behandelt.

Was Walker sagt, ist richtig; es muß und wird von jedem kritisch und selbständig denkenden Menschen völlig und vorbehaltlos anerkannt werden.

Aber eine Bemerkung, die Walker macht, und die an sich zunächst mit der Kernfrage, um die es geht, nichts Unmittelbares zu tun hat, ist unrichtig. Ihre Richtigstellung ändert auch nichts an den Folgerungen und Erkenntnissen, die Walker darstellt; aber, und das wird sich nachher als äußerst wichtig herausstellen, ihre Richtigstellung läßt das ganze Fragengebiet in einem grundsätzlich anderen Licht erscheinen; in einem Licht, das gleichzeitig auch die Lösung der Fragen mindestens greifbarer macht.

Walker sagt, daß es nicht viele Denker gäbe, die die folgenschweren Erscheinungen „der modernen Zeit“ in ihrer Entwicklungsrichtung und in ihrem verhängnisvollen Sinn schon frühzeitig erkannt haben. Hier müssen wir ihm widersprechen. Ich kann, — unseren volkstümlichsten Klassiker flüchtig streifend mit dessen Aus-

spruch, daß Vernunft bei der Masse nie gewesen sei, — darauf hinweisen, daß dieses Problem der Demokratie genau so alt wie die Demokratie selbst ist. Ich kann darauf hinweisen, daß jeder Gegner der Demokratie diesen Einwand gegen die Demokratie sofort und ohne Überlegung demjenigen entgegenschleudern wird, der diese Fragen anschneidet. Man kann an jedem Stammtisch von Demokratiegegnern fast wörtlich die gleichen Entgegnungen zu hören bekommen, wie sie Walker ausspricht, und wie sie eben nicht zu widerlegen sind.

Es ist eine bekannte Tatsache in der Geschichte der Völker, daß sich die Herrschaftsform immer wieder von der Beherrschung durch einen Einzelnen in mehr oder weniger absoluter Form, sagen wir von einem Häuptling, Herzog oder Monarchen zu einer Demokratie entwickelt hat, und, darauf kommt es jetzt hier an, von der Demokratie wieder zurück, meistens über einen Diktator, zu einer im strengen Sinne nicht mehr demokratischen Ordnung, weil die Demokratie bei Gebrauch auch ihre Fehler zeigte; und eben die Fehler, die von Walker ausgesprochen werden.

Daß in einer Demokratie nach der Zahl entschieden wird, und nicht nach der Vernunft, daß also die Zahl, die Masse, einen Herrschaftsanspruch über die Vernunft erhebt und sogar erlangt, das eben veranlaßt jeden folgerichtig denkenden Menschen, die Demokratie als grundsätzlich falsch anzusehen, während eine andere Herrschaftsform, gleichgültig, ob es sich zum Beispiel um eine zart väterliche Monarchie oder sogar um eine alles vergewaltigende Diktatur handelt, nicht durchaus grundsätzlich falsch zu sein braucht, da hierbei das Ergebnis allein von dem Inhalt des Herrschens, von der Weise der Ausübung der Herrschaft abhängt; und eine Diktatur der Weisheit wäre wohl durchaus sogar ein Ideal!

Diese Erkenntnis, die Walker als neu und das Ergebnis schwieriger For-

schungsarbeit einzelner Denker darstellt, ist eine Erkenntnis, besser gesagt eine Enttäuschung, die Millionen einfacher Menschen in Deutschland in bösen Erfahrungen der Vergangenheit aufgegangen ist, nicht immer so bewußt, wie sie hier vorgeführt wird, oft nur gefühlsmäßig erfaßt. Aber diese Erkenntnis und Enttäuschung ist die Ursache, die Hitler an die Macht brachte, ist die Ursache der heute so viel von blinden Zeitungspolitikern verwünschten „Politikmüdigkeit“ der übergroßen Mehrheit des deutschen Volkes, und nicht nur des deutschen Volkes!

Man hat der Sache der Demokratie den schlechtesten Dienst erwiesen, als man 1945 in Deutschland wieder mit den „erprobten“, alten Demokraten anfang, mit den erprobten „Versagern“, wie der Mann im Volke sie gering-schätzig nennt. Die Zeitungen sind lizenziert, das hat zur Folge, daß nur „sture“ Verfechter einer Demokratie zu Worte kommen. Das hat weiter zur Folge, daß die Meinungen und Ansichten im Volke gänzlich anders sind, als es in den Zeitungen zutage tritt; und daß die Zeitungen am Volke vorbeireden und dadurch die Demokratie noch weiter in Verruf bringen. Anders wäre es gewesen, wenn man in ernsten Diskussionen auch mit den Gegnern der Demokratie eine Klärung der überall gesehenen Schwierigkeiten und Fragen, eben jener Probleme, die Walker angreift, versucht hätte. Das hätte Interesse und sogar Mitgehen der Bevölkerung erregt, und hätte einen besseren und ehrlicheren Eindruck gemacht, als die — nach meiner Ansicht ungewollte, weil nicht besser erkannte — Unehrllichkeit, mit der man die so deutlich gewordenen Erfahrungen und Probleme totzuschweigen versuchte. Man hat sich sehr geirrt, von dem deutschen Volke anzunehmen, daß es politisch unreif sei; im Gegenteil, die Schwierigkeiten kamen allenthalben von einer sehr fortgeschrittenen Reife, die Fragen sah und erkannte, wo andere Völker infolge günstigerer Lage und von Schwierigkeiten verschont sich die Unbekümmertheit des satten Säuglings leisten konnten.

Wir sehen also, das Problem der Herrschaft der Zahl über die Vernunft in einer Demokratie ist weder neu noch etwa nur vereinzelt erkannt. Aber das ist richtig, was Walker sagt, daß es sich als die Notwendigkeit darstellt, die Elite der Fähigsten zur Wirkung kommen zu lassen. Dies bedeutet aber nichts anderes, als die vernunftmäßig als unumgänglich erkannte Aufgabe des demokratischen Grundsatzes, als die Abkehr von der „Herrschaft des Volkes“, und zwar, indem

die Führung einer Minderheit von Fähigen übergeben werden müßte. Es erweist sich also als richtig, was die Gegner der Demokratie seit Jahrhunderten vorausgesagt haben, nämlich daß eine Demokratie, eine ehrliche Demokratie, den Weg in den Untergang bedeutet; daß, um mit Marx zu reden, die Demokratie ihren eigenen Totengräber erzeugt. Die Lösung dieses Problems kann natürlich mehr oder weniger getarnt erfolgen, wenn man es für nötig halten sollte, eine Verbeugung vor den Wünschen „der Masse“, vor der angeblichen Liebe zur Demokratie zu machen. Dies geschieht ja auch in den meisten oder allen Demokratien; denn welche Demokratie ist eine wirkliche Volksherrschaft?

Wir haben aber auch gesehen, daß eine derartige Verbeugung von der „Masse“, wenigstens bei uns in Deutschland, durchaus nicht nötig ist. Dazu ist die Demokratie eben in Erkenntnis ihrer Schwächen allgemein schon zu sehr in Verachtung geraten. Aber auch sonst ist eine solche Verbeugung nicht nötig, denn die Masse hat keinen festen Willen. Was sich als Willen der Masse vordrängt, ist immer der Wille des „Funktionärs“, der Wille des Verführers im guten ebenso wie im schlechten Sinne. Es ist möglich, eine Masse ebensogut für, wie gegen eine Maßnahme zu begeistern. Diese Erfahrung dürfte nach unseren Erfahrungen der letzten 30 Jahre auch weitgehend bekannt sein.

Und mit dieser letzten, keineswegs neuen Erkenntnis, rückt auch die Lösung des Problems der Demokratie näher; sie heißt nämlich: Verhinderung der Beeinflussung der Masse im Sinne unvernünftiger Wünsche, im vorliegenden Fall also, soweit sie von kurzichtigen oder hintergründigen Verführern aufgestachelt nach Herrschaft über die Vernunft strebt. Sie heißt, Verhinderung des Aufstandes der Massen, Aufklärung der Massen über ihre eigene Unzulänglichkeit und ihr Unvermögen, die feingegliederten und komplizierten Bedingtheiten der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhänge zu erfassen.

Das sieht nach einem Angriff auf die Freiheit der Rede und der Presse aus. Und dieser Weg ist mangels besserer Erkenntnis auch tatsächlich in Deutschland von 1933 bis 1945 gegangen worden. Er wird noch heute in mehr oder weniger getarnter Form beschritten; nicht nur dort, wo es nach außen offenkundig durch die Macht einer Partei und ihrer Kommissare geschieht.

Aber es gibt noch einen anderen Weg, einen demokratischeren. Dieser Weg ist noch nicht voll erkannt. Es ist aber ein Weg, der über die Gedanken

führt, die die Anhänger der freien Wirtschaft zunächst für das wirtschaftliche Teilgebiet der gesellschaftlichen Zusammenhänge zu ihren Grundsätzen erhoben haben. Daher erscheinen mir die Verfechter der Freiheit in der Wirtschaft als die vorbestimmten Kämpfer für eine neue, bessere Gesellschaftsordnung. Dieser Weg führt weiter hinaus zu einer allumfassenden Freiheit des Einzelnen, über die Emanzipation des Individuums, oder mindestens über die Loslösung der Schöpferischen aus den Fesseln der Staatsallmacht. Er führt über die Beschränkung der Staatsallmacht auf ein allergeringstes, eben noch zur Aufrechterhaltung der Ordnung erforderliches Maß.

Man sage nicht, daß man derartige Versuche bereits hinter sich habe, und daß sie zu einer Bedrückung des Unfähigen durch den Könner geführt haben. Eine derartige Entwicklung war nur möglich, solange die Erkenntnisse der Notwendigkeiten des Miteinander-Auskommen-Müssens, eines auf die Dauer friedlichen Zusammenlebens, noch nicht ausgereift waren. Sie war nur möglich, solange — das ist augenblicklich sogar immer noch so — eine Schulerziehung das wichtigste Lehrfach des Menschen, die Kunst des Zusammenlebens, völlig ignorierte, sogar den Charakter des Menschen in die falschen Bahnen lenkte. Dieses Lehrfach ist mindestens ebenso wichtig, wie das Lesen, Schreiben und Rechnen. Die übergroße Mehrzahl der Leser wird noch zu sehr verhaftet sein in der ihnen von Jugend an beigebrachten Fehlerziehung oder besser gesagt Unerzogenheit, um die ganze Tragweite dessen, was ich mit diesen Sätzen ausgesprochen habe, sofort ernstlich zu erkennen. Eine Auseinandersetzung über diesen Weg überschreitet weitaus den Rahmen einer kurzen Abhandlung in einer Zeitschrift, sie ist eine Lebensaufgabe. Sie ist die Aufgabe der nächsten Zukunft.

Man sage nicht, daß eine Erziehung des Menschen sehr schwer und eine Beeinflussung in irgendeiner Richtung nur mit verschwindendem Erfolge möglich sei. Denn wenn es gelingt, eine Jugend ganz gegen den natürlichen Trieb zur Erhaltung des Individuums, gegen den Trieb zum Leben und sein Leben zu schützen, zu begeistern zu einem Sterben fürs Vaterland, dann dürfte der Versuch, sie zu einem Leben in Vernunft zu veranlassen, wohl erst recht von Erfolg gekrönt werden.

Wie eine solche Erziehung aussehen müßte und welche falschen oft gerade gegensätzlichen Wege wir bisher gegangen sind, darüber möchte ich in einem besonderen Abschnitt eine gedrängte Zusammenstellung von Stichworten geben. Es kann nur eine solche

Stichwortsammlung sein, weil alle die Fragen, die in diesem neuen Lichte betrachtet wichtig für die Erziehung und Schule sind, bisher zu wenig bearbeitet, von Denkern zu neu und ungewohnt sind. Denn es ergibt sich eine neue Wissenschaft daraus, die Wissenschaft der Lebenskunst.

Um aber das Ziel schlagwortartig kurz zusammenzufassen, möchte ich sagen: die Erkenntnisse von Ortega y Gasset bis Walker müßten anerkanntes Gemeingut jeden Volksschülers bereits in den ersten Schuljahren sein.

*Fox Reiner*

## Von den verkappten Religionen

*Difficile est, satiram non scribere.* Es ist schwer, keine Satire zu schreiben. Über so manche Torheiten der Vergangenheit nämlich und über einige Zeitgenossen, die sich ihrer Ahnen würdig erweisen. Auf dem Felde der geistigen Bewegungen sind es da nicht zuletzt die Sekten, die „verkappten Religionen“, die Anlaß und Stoff zu einer heiter lächelnden Betrachtung, ja, zu einer satirischen Kritik bieten.

Es gibt viele Sekten, viele verkappte Religionen, die scheinbar unvereinbar miteinander und gegensätzlicher Art sind, deren Anhänger sich gegenseitig erbittert bekämpfen. Aber alle diese merkwürdigen Bewegungen, die oft ein geradezu unterirdisches Katakombendasein führen und sich nur gelegentlich im Dämmerlicht der Halböffentlichkeit bewegen, haben ganz bestimmte gemeinsame Merkmale. Diese innere Verwandtschaft erleichtert es den Anhängern, trotz aller Feindschaft und trotz aller Konkurrenz oft gleichzeitig Mitglied mehrerer Sekten zu sein oder von einer Sekte zur anderen überzutreten. Typisch für die hier gemeinten untergründigen Bewegungen sind folgende Züge:

Sie alle greifen aus der Buntheit des Lebens, aus der Vielfalt der Erscheinungen einen einzigen Faktor, ein einziges Faktum heraus. Sie sehen von allen Gefahren und Krankheiten, von allen Leiden und Übeln der Menschheit nur ein einziges, und sie haben nur ein einziges Rezept zur Heilung. Ein Zugeständnis können wir dabei diesen Sekten nicht versagen: Der Faktor, auf dem ihr ganzes geistiges System mit großer Scheinlogik aufgebaut ist, scheint, ja ist oft tatsächlich von erheblicher Bedeutung und ansonsten zu Unrecht übersehen. Das Faktum, von dem sie ausgehen, zu dem sie immer wieder zurückkeh-

ren, ist in vielen Fällen unbestreitbar; das Übel, das sie bekämpfen, ist manchmal wirklich ein Krebschaden, und die angeratene Medizin ist mindestens diskutabel.

Eine fortschrittliche Propaganda, die sich innerhalb der Grenzen dieser Wirklichkeiten halten würde, könnte manche Erfolge für sich buchen und viele Anhänger werben. Aber die Sekten sind selbstmörderisch veranlagt und berauben sich selbst der Früchte ihrer Propaganda durch ihr sonderbares Verhalten. Sie erliegen nämlich der sog. Monomanie, sie verfallen der philosophischen Elefantiasis. Das heißt, daß sie sich selbst und ihre Argumente dadurch unmöglich machen, daß sie sich unendlicher einseitiger Übertreibungen, Vergrößerungen und Vergrößerungen schuldig machen. Es fehlt die Möglichkeit der intellektuellen Redlichkeit. Sie potenzieren zu stark. Sie verwandeln einen Diskussionsgegenstand in ein Dogma, in DAS Dogma. Und dann werden sie, die sich ansonsten von den „gewöhnlichen Religionen“, von den Konfessionen stolz und bewußt unterscheiden, „päpstlicher als der Papst.“ Sie bringen alle Dinge dieser Welt mit ihrem Steckenpferd in Berührung, die ganze bunte, weite Welt schrumpft in einem einzigen Punkt zusammen, und alles Leben wird gewaltsam auf einen einzigen Nenner gebracht. Die ganze übrige Welt versinkt im Nichts. Die Sekten glauben, das Geheimnis dieser Welt gefunden zu haben; und nun sind ihre Anhänger überstolz im Bewußtsein des Besitzes dieses geistigen Geheimnisses. Gleichzeitig sind sie eifrig dabei, ein einziges alleinseigmachendes Rezept zur Erlösung der Menschheit anzubieten. Wehe dem Zweifel und dem Zweifler! denn die Sekten sind humorlos! Sie vermeiden mit gutem Instinkt und großer Behutsamkeit jeden Zusammenstoß mit der wirklich weltoffenen Auseinandersetzung, mit der Praxis, mit dem Leben. Denn ein solcher Zusammenstoß könnte ja das ganze Kartenhaus ihrer Scheinlogik zum Einsturz bringen. Sobald daher die Gefahr eines solchen Zusammenstoßes besteht, zieht man sich in die Katakomben zurück. Denn das Dogma ist heilig; es kann nur in Katakomben gehütet werden.

Seitdem die Konfessionen nicht mehr die urgewaltige Macht wie im Mittelalter ausüben, werden sie mehr und mehr ersetzt durch die verkappten Religionen. Das Zeitalter dieser verkappten Religionen ist schon lange angebrochen. Auch große politische Bewegungen unserer Zeit wie der Faschismus, der Nationalsozialismus, der Antisemitismus und der Marxismus

tragen bzw. trugen viele Züge der verkappten Religionen. So sahen ja die Nazis und insbesondere die Antisemiten überall nur Juden, Juden, nichts als Juden. Alles Unheil dieser Welt stammt nach ihrer Lehre von den Juden, die den willkommenen und wehrlosen Sündenbock für alle Übel abgaben; alles Heil aber ging auf die nordische Rasse, auf ihr Schwert und auf ihre Verkünder, den Rattenfänger aus Braunau und den hinkenden Vater der Lüge, zurück. Solche Schwarz-Weiß-Malerei ist typisch für politische Sekten. Man erinnere sich nur an Ludendorff und seine Bewegung. Bei den Marxisten liegt der Fall ähnlich. Der freie Unternehmer ist und bleibt für sie die Inkarnation des Bösen, und es gibt nur ein Allheilmittel: Die Zwangswirtschaft, die Staatswirtschaft!

Sekten und verkappte Religionen dürfen nicht mit der Wissenschaft, mit der Fachwissenschaft und mit der Tendenz unserer Zeit zum Spezialistentum verwechselt werden. Gewiß muß sich auch der Forscher, der Gelehrte auf ein bestimmtes Fachgebiet konzentrieren. Gewiß sucht auch der Forscher die Zusammenhänge zwischen den Gegenständen seiner Erkenntnis und der übrigen Welt zu ergründen. Aber der echte Forscher vergißt dabei nicht, daß es neben seinem Fachgebiet noch andere Fachgebiete gibt, daß es noch andere geistige Ebenen und andere Welten gibt. Der Mathematiker z. B. mag fachsimpeln, er mag seine Mathematik für besonders wichtig halten. Er mag die Neigung haben, einen mathematischen Lehrsatz in recht viele Beziehungen zur Welt und zum Raum zu bringen. Aber niemals wird ein Mathematiker sich zu der Behauptung versteigen, daß das Wissen um und daß die Anerkennung eines bestimmten mathematischen Lehrsatzes alle Leiden dieser Welt behebe und ein, ja, DAS Mittel gegen Blinddarmentzündung und Lungenschwindsucht sei. Der Mathematiker weiß, daß es noch etwas Wesentliches jenseits seiner Mathematik gibt. Der echte Sektierer aber anerkennt keine andere Welt mehr.

Ebenso eindeutig ist der Unterschied zwischen Sektierertum und den Gedanken etwa eines Silvio Gesell. Gesell war weltweit und stand allen Problemen offen. Er hat die Ereignisse und die Zusammenhänge nicht nur als Volkswirtschaftler, sondern auch als Philosoph, als Politiker und als Ethiker betrachtet und gewertet. Er hat nicht nur die Zinstheorie, sondern auch die Lohntheorie, die Grundrententheorie und die Krisentheorie aufgestellt. Er sah nicht nur das Geldmonopol, sondern auch das Bodenmonopol und vor allem „Das kalte

Ungeheuer“ Staat Nietzsches. Er stand auch der Kriegsdienstgegnerschaft und dem Vegetarismus wohlwollend gegenüber. Er wußte, daß die Lösung der wirtschaftlichen Probleme nicht mehr und nicht weniger als die wirtschaftliche Voraussetzung für die Lösung der übrigen Probleme bietet. Er war durchaus nicht dafür, daß seine Gedanken nur Gedankengut eines Kreises von Auserwählten bleiben, sondern er versuchte immer wieder, seine Ideen an die Öffentlichkeit, an die Verantwortlichen zu bringen und zu realisieren. So war er in allem das genaue Gegenteil eines einseitigen, unterirdischen und humorlosen Sektierers. Gerade sein Humor ist ja ganz unsektiererhaft! Alle diese Tatbestände werden leider und insbesondere von den Gegnern der Gesellschaftlichen Gedanken allzu oft übersehen. Aber das ändert nichts an der fundamentalen Tatsache des kontradiktorischen Unterschiedes.

Anlaß zu dieser Abhandlung bot die „Vegetarier-Union“, das „Vegetarische Universum“ und ein Aufsatz von Artur Rothe „Wahrer Sozialismus ist Lebensreform. Freiwirtschaft oder Vegetarismus — was ist vordringlicher?“ Es fehlt der Raum, um auf alle Einzelheiten einzugehen. Und es hätte auch wenig Sinn. Denn manche Sätze, die diesen „Vegetarischen Geist“ verraten, sind nur dann zu verstehen und nur dann zu erklären und damit auch zu widerlegen, wenn Leser und Hörer um die psychologischen Gesetze der Sekten und der verkappten Religionen wissen, wie sie vorstehend kurz wiedergegeben wurden. Immerhin sollen einige Einzelheiten behandelt werden. Zunächst drei Kostproben aus vegetarischen Flugzetteln der VU. Wir lesen da: „Vegetarismus ist der Schlüssel zu Glück und Frieden für Alle.“ „Es ist zur Lösung aller wirtschaftlichen, ernährungstechnischen und sozialen Fragen der Vegetarismus das einzig vollkommene Mittel.“ „Alle modernen Reformbestrebungen, sowohl politische wie religiöse und soziale, sind vollständig wertlos, solange sie nicht auf vegetarischer Grundlage aufgebaut werden.“ Diese drei Leitsätze stellen auf jeden Fall Übertreibungen von der in vorstehender Abhandlung erläuterten Art dar. Der erwähnte Artikel von Rothe ist überfüllt mit solchen sektiererhaften Übertreibungen; in ihm wimmelt es dazu von unbewiesenen Behauptungen. Der Verfasser steht mit der Logik und mit der Freiheit auf Kriegsfuß. So lesen wir z. B. die folgenden unbewiesenen und unzutreffenden Behauptungen:

„In der Inflationszeit kostete die Miete oft kaum einen Groschen. Die

Mieter aber haben die ersparten Mieten vertrunken, verraucht, verbubelt.“ „In Bayern war ein Kohlenbergwerk stillgelegt worden. Der Bund der Geldreformer pachtete es billig und setzte es wieder in Gang. Was taten die Arbeiter mit ihrem Verdienst? Der erste Schritt führte sie ins Wirtshaus.“ „Mit fünfzehn oder siebzehn Jahren brauchen die jungen Menschen Alkohol, Tabak, Putz, Tand und Mengen an tierischen Produkten. Und um noch mehr von all dem zu erlangen, streben sie nach Geld- und Bodenreform. Das aber wird ihr endgültiger Untergang sein.“

Jeder Kommentar erübrigt sich da! Es kommt aber noch toller. Die Nicht-Vegetarier und die Raucher werden geradezu als Mörder denunziert, und zwar nicht nur als Tier-, sondern als Menschenmörder, als rein kriminelle Mörder: „Ein netter junger Bursche hatte seine Mutter um einige Groschen für Zigaretten gebeten. Da sie ihm abgeschlagen worden waren, überfiel er die Mutter und schlug sie in unsinniger Wut mit dem Beil tot.“

Die sinnlose Übertreibung eines Einzelfalles ist in diesem Beispiel eines Muttermörders natürlich beabsichtigt. Wenn wir uns der gleichen Sünde wider die Gesetze der Logik und der gleichen wahnwitzigen ungerechtfertigten Verallgemeinerung eines Einzelfalles schuldig machen wollten, so würden wir auf einen anderen Fall hinweisen: Auf den Fall Hitler! Hitler war Vegetarier!

Rothe will ein Urteil über volkswirtschaftliche Probleme fällen. Er beweist aber in vielen Sätzen, daß ihm die einfachsten volkswirtschaftlichen Erkenntnisse fremd sind. So verwechselt er z. B. bei seiner vierten Frage: „Wieviel Kapital wird durch diese Reformen gespart?“ 6—8 Milliarden Friedensmark mit der Kaufkraft der Vorkriegszeit mit der gleichen Nennwertsumme der Inflationszeit. Das ist ein Taschenspielerkunststück! Am Anfang stellt er die These auf, daß durch die wirtschaftlichen Reformen kein Land gewonnen würde. Weiß er nichts von der absichtlichen Bodensperre durch den Großgrundbesitz? Außerdem werden Freihandel und Freizügigkeit, der freie Zugang zum Boden für Jedermann und der sinkende Kapitalzins bei Anwendung der betr. Reformen die Landgewinnung in aller Welt ganz erheblich fördern. Wer über ein Gebiet ein Urteil fällen will, möge sich zuerst die nötigen Kenntnisse auf diesem Gebiete aneignen.

Rothe erweist sich schließlich als ein Apostel der Armut. Er wendet sich scharf gegen den Wohlstand, gegen den Reichtum, gegen jede Verbesserung

des Lebensstandards durch Reformen. Wir lesen in seinem witzigen Aufsatz: „So, wie die Menschen heute denken, leben und handeln, wird um so größere Armut, um so mehr Krankheit und Lebensverkürzung erreicht, je mehr Güter sich die Menschen erwerben können.“ „Ersparnisse, Gewinne, Verbesserungen würden sofort zum Ankauf von Alkohol, Tabak, Fleischwaren, Putz und Tand verwendet werden... Süchte und Leidenschaften würden wachsen, die Arbeitsfähigkeit verringert und das Leben verkürzt. Es wird dann noch mehr trunksüchtige und geschlechtskranke Kinder durch trunksüchtige Väter geben.“

Genug der vegetarischen Kostproben! Die Wahrheit ist ja, daß gerade im Gegensatz zu Rothes Behauptungen die ausgebeuteten, geknechteten und verelendeten Volksschichten mit dem geringsten Einkommen sich am stärksten dem Alkohol, dem „Tröster“, zuwenden, während die meisten Vegetarier doch den wirtschaftlich bzw. geistig gehobenen Schichten angehören. So finden wir denn auch in der folgenden Nummer des „V. U.“ die bewegte Klage eines Einsamen: „Ich konnte noch nie Arbeiter als Vegetarier antreffen. Die meisten Vegetarier waren Büroleute, Lehrer, Beamte usw. Dagegen habe ich beim Bauhandwerk sehr viele Säufer angetroffen.“ — In Rußland sind Vereinigungen und Zeitschriften von der Art des „V. U.“ bzw. der Vegetarier-Union verboten. Aber Rothe wendet sich nicht gegen die unfreiheitlichen Marxisten, sondern gegen die freiheitlichen Anhänger einer freien Wirtschaft, die jeden nach seiner Art selig werden lassen. Der Vegetarismus mag ethische und ästhetische, medizinische und hygienische Argumente für sich haben. Aber Rothes Artikel ist eine schlechte Propaganda für ihn.

\*

*Die anatomische Verfassung des Gehirns ist wohl mit einer Schiefertafel zu vergleichen. Das, was einmal darauf geschrieben wurde, schimmert immer durch, wenn man auch darüber wischt; namentlich solche Worte, die wegen ihrer Bedeutung besonders stark unterstrichen wurden. Sagt man nicht auch darum: On revient toujours à son premier amour?*

Silvio Gesell

Hans Pohl

## Vaterrecht oder Mutterrecht? — Menschenrecht!

Ich bin kein Fachmann auf dem Gebiet des Mutterrechts und habe Bachofens berühmtes Werk nicht gelesen. Ich sage deshalb nur, was ich über diese Dinge denke. Mir scheint also, daß der Übergang vom „Mutterrecht“ zum „Vaterrecht“ begründet ist in der Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Zeugung und Geburt und dem Willen, den eigenen Kindern den Besitz zu vererben. Ich vermute, daß das formulierte Recht eine Erfindung des „Vaterrechtes“ ist, denn für die Mutter ist es tatsächlich in gewisser Weise nebensächlich, wer der Erzeuger ihres Kindes ist, da sie ja alle ihre sind in ganz gleicher Weise (was im extremen Fall sogar bei Vergewaltigung noch gilt!). Die Kinder des Mannes sind aber de facto nur die von ihm gezeugten und nicht einfach die Kinder der Frau. Was in den Augen der Frau in der Tat als sinnlos erscheinen mag, das ist für den Mann in höchstem Maße sinnvoll. Mit einer moralischen Bewertung hat das aber noch nichts zu tun. Wenn man überhaupt eine Ehe will — und das ist doch wohl mehr, als Zeugungsboden und zufälliger Zeugungsfunkte zu sein — dann wird man gerade im Recht doch diesen Unterschied machen müssen. Etwas ganz anderes ist es, ob man die uneheliche Mutter und ihre Kinder im Recht diskriminiert...

Daß man der Frau die Möglichkeit geben sollte, ihr Leben so zu gestalten, wie sie es möchte — und also z. B. eine Familie zu gründen, ohne an einen Mann gebunden zu sein — das gehört zur Freiheit der Persönlichkeit, die wir erringen wollen. Aber wir dürfen daraus nicht gleich wieder ein Gesetz machen wollen, denn das Gesetz tötet, aber der Geist macht lebendig. Eine solche Familie ist dann eben keine eheliche Gemeinschaft, weil „Ehe“ doch die Gemeinschaft der Geschlechter ist. Wenn ein Mann sich entschließt, in die Gemeinschaft einer solchen Mutterfamilie hineinzugehen, so wird er natürlich die Kinder dieser Frau nicht als „unehelich“ verachten, weil sie die gewollte und erstrebte Frucht eines sittlich einwandfreien Lebens und die Tat einer Persönlichkeit sind. Ob der Mann aber diese Kinder (vermögens-)rechtlich gleichstellt und ob er darauf verzichtet, seine Kinder mit seinem Namen zu bedenken, das ist eine Frage für sich.

## Weltsprache! — aber welche?

von Dr. A. Lohkamp

Je mehr die Nationen durch internationale Arbeitsteilung, Welthandel und Weltverkehr einander näherrücken, je mehr die starren nationalen Abgrenzungen durch den Zwang des wirtschaftlichen Vorteils gesprengt werden, um so dringender fühlt die Menschheit das, was dem im Handeln und Denken über die nationalen Grenzen hinausdringenden Kaufmann seit langem vertraut ist: die Notwendigkeit einer allseitigen Verständigungsform durch eine wirkliche Weltsprache. Eine ganze Anzahl vorausschauender Kosmopoliten befaßte sich mit der Schaffung einer Weltsprache. Sie erdachten Volapük, Timerio, Occidental, Ido, Esperanto. Bedeutende Geister, wie Bacon, Descartes, Locke, Leibniz, Pascal, Voltaire haben sich ernstlich mit diesem Gedanken befaßt. Eine gewisse internationale Bedeutung hat jedoch bisher nur das Esperanto erlangt.

Die Entwicklung des Welthandels und der Einfluß moderner Zivilisation haben es bisher nicht vermocht, uns von unserem babylonischen Sprachengewirr zu befreien. Unbestritten sei, daß uns in den nationalen Sprachen die ganze Fülle und Schönheit des Ausdruckes in seiner volklichen Eigenart entgegentritt. Ihnen gehört mit Recht die ganze Liebe des heimatverbundenen Menschen. Doch muß uns das daran hindern, ihre völlige Nichteignung für eine wirksame Weltsprache zu sehen? Komplizierter Aufbau und die Gefahr des Sprachenimperialismus nehmen den Nationalsprachen unlegbar diese Eignung.

### Was kostet die fehlende Weltsprache?

Auf diese Frage ist eine Antwort um so eher möglich, je mehr diese sich auf einleuchtende Zahlenwerte stützen kann. Ich maße mir nicht an, zu berechnen, welchen Anteil das Fehlen einer allgemein verbreiteten Weltsprache lediglich an den Kosten der beiden Weltkriege hatte. Der Wert eines gewaltsam zerstörten Familienglücks ist mit gefühllosen Zahlen nicht zu erfassen. Überdies wird es selbst den Zweiflern an der Anwendbarkeit der Weltsprache klar sein, daß das Fehlen ihrer praktischen Wirkung der Menschheit stets unermessliche moralische, geistige und materielle Werteinbußen bereitet und wie ein eherner Fluch aus babylonischen Turmbauzeiten auf ihr lastet. Doch läßt sich gewiß in etwa berechnen, welcher Arbeitsleerlauf und Vermögensverlust durch dieses Sprachenbabylon entsteht.

Nehmen wir an, daß in den kulturell hochentwickelten Ländern Europas nur fünf Prozent der Bevölkerung im Durch-

schnitt fünf Jahre täglich drei Stunden mit der Erlernung von Fremdsprachen befaßt ist, so ergibt das je Person rund 5000 Stunden. Sie stellen eine Zeit dar, die entweder zu einer besseren Schulung und damit Erhöhung der Leistung oder zur früheren Einschaltung in den Produktionsgang genutzt werden könnten. Bei einem durchschnittlichen Stundenverdienst dieser qualifizierten Bevölkerungsteile von 2,— Mark würde sich daher der Produktionsverlust je Person auf 10 000 Mark belaufen. Für fünf Prozent der europäischen Bevölkerung (54 Millionen) würde dann bereits eine Summe von 270 Milliarden Mark erreicht, was einer Produktion von 90 Mill. mittleren Personenautos gleichkommt! Oder anders ausgedrückt: Bei einem Durchschnittsalter von 55 Jahren und einer produktiven Arbeitszeit von 35 Jahren stellt diese fünfjährige Arbeitspause bereits über 15 Prozent der gesamten Produktionskraft dieser sprachengeplagten Menschen dar. Man wird hier einwenden, daß auch eine leicht erlernbare Weltsprache ihre Lehrzeit erfordert, doch die für sie notwendigen Aufwendungen sind ungleich geringer, als bei den natürlichen Sprachen, von denen meistens wenigstens zwei bis drei zu erlernen sind. Exaktere Untersuchungen amtlicher Stellen mit besserem Zahlenmaterial werden zu ähnlichen Ergebnissen kommen müssen. Mit internationalen amtlichen Statistiken wird sich auch unschwer errechnen lassen, welche bedeutenden zusätzlichen Kosten das Heer von überall benötigten Sprachlehrern, Dolmetschern und Übersetzern sowie die gedruckte Verbreitung fremdsprachigen Kulturmaterials stets und ständig verursacht, obwohl deren Wirkungskreis immer nur ein sehr beschränkter sein kann.

### Ist Esperanto die Weltsprache?

Daß Esperanto, seiner leichten Erlernbarkeit und seines logischen Aufbaues wegen, den nationalen Sprachen gegenüber alle technischen Voraussetzungen für die Funktion eines internationalen Sprachmittlers mit sich bringt, ist nicht zu bestreiten. Nicht umsonst gehören vornehmste Köpfe Europas und anderer Kontinente in die Reihe der Esperantisten, an ihrer Spitze Romain Rolland und Leo Tolstoi. Doch erfüllt Esperanto darum wirklich die Voraussetzungen einer aussichtsreichen Weltsprache? Ist es wirklich eine neutrale Sprache? 66 Prozent seiner Wortwurzeln sind romanischen und 25 Proz. germanischen Ursprungs. Es ist damit eine künstliche und internationale Sprache, doch keineswegs schon eine

neutrale Sprache. Aussprache, Schriftzeichen, Lesart, Wortwurzeln und Sprachstil sind völlig auf west- und mitteleuropäische Vorbilder zugeschnitten. — Diejenigen, denen es aufrichtig um Völkerverständigung und Weltfrieden zu tun ist, werden sich bei dieser Sachlage besorgten Herzens fragen müssen, genügen diese Qualitäten? Gewiß werden auch sie es bedauerlich finden, daß Esperanto nicht inzwischen Allgemeingut geworden ist, denn ihnen wird irgendeine Weltsprache, d. h. eine allorts verstandene Sprache, und wäre es das umständliche Chinesisch, immer noch lieber sein, als gar keine. Die Welt hätte selbst dann noch gegenüber dem jetzigen Zustand einen erheblichen Fortschritt zu verzeichnen. Doch nutzt es, kommende Schwierigkeiten einfach mit Optimismus zu übersehen?

Betrachten wir uns die zahlenmäßige Verteilung der verschiedenen Sprachgruppen, so ergibt sich folgendes Bild (Vorkriegsstand): Europa 540 Millionen Einwohner, davon 300 Millionen romanisch-germanischer Sprache, 220 Millionen slavischer Sprache und 20 Millionen Splittergruppen. Diesem Verhältnis haben auch die unmittelbaren Kriegseinwirkungen keine wesentlichen Änderungen zufügen können. Wie wird die Situation unter Berücksichtigung der Wachstumsgeschwindigkeiten der Völker aber in 50 Jahren sein, einer Zeitspanne, vor deren Ablauf wir den Einfluß der Weltsprachenidee auf die Völker wohl kaum werden erhoffen können? Wie werden sich wahrscheinlich die volklichen Kräfte in der Welt verteilen, wenn damit zu rechnen ist, daß die sich um die Gunst der Welt bewerbende Sprache ihre Bewährungsprobe wirklich zu bestehen haben wird und ihre kosmopolitischen Eigenschaften allorts einer ernstlichen Kritik unterzogen werden?

Unter Zugrundelegung der obigen Bevölkerungszahlen und der jeweiligen Wachstumsgeschwindigkeiten (gem. statist. Jahrbuch 38) kommt man zu dem lehrreichen Ergebnis, daß in 50 Jahren die Esperantogruppe der romanisch-germanischen Sprachen in Europa von 300 auf 403 Millionen Menschen angewachsen sein wird, während sich bis dahin die slawische Gruppe (einschl. asiatisch. Rußland) von 240 auf 644 Millionen erweitern müßte. Damit hätte sich in Europa ihre Minderheit bereits in eine wesentliche Mehrheit umgewandelt. Dieses Bild wird jedoch erst aufschlußreich in dem einer Weltsprache zukommenden globalen Rahmen. Hier zeigt sich, daß der Esperantogruppe von 847 (jetzt 570) Mill. eine Nichtesperantogruppe von 2613 Mill. Menschen gegenüber stehen wird, also ein Verhältnis von mehr als 3:1 zugunsten der Nichtesperantogruppe! Selbst wenn Kriegs- und Zivilisationseinwirkung bei diesen

Zahlen einige Veränderungen hervorgerufen würde, so ist keineswegs anzunehmen, daß sich ihr Verhältnis zueinander zuungunsten der bereits jetzt weit überlegenen Gruppe ändern wird; dies um so mehr, wenn in den asiatischen Ländern staatl. Selbständigkeit sowie moderne Technik und Hygiene stärkeren Einzug gehalten haben. Angesichts dieser Entwicklung vermag man sich leider nur wenig von dem Gedanken zu versprechen, daß Esperanto eine wirkliche Erfolgsaussicht hat und daß  $\frac{3}{4}$  der Menschheit sich bereit erklären werden, die eigenen Wünsche denen der weit geringeren Restgruppe unterzuordnen.

### Wo liegt der Ausweg?

Ich neige der Auffassung zu, daß dieser Gesamtzusammenhang bei der Diskussion des Weltsprachenproblems bisher viel zu wenig Beachtung gefunden hat, weder von privater, noch von amtlicher Seite, obwohl er so dringend der Erörterung auf breitester Basis bedarf. Auch mit Esperanto laufen wir Gefahr, z. T. in die gleichen Fehler zu verfallen, die mit den nationalen Sprachen verbunden sind. Wir möchten mit dieser künstlichen Sprache einen Arbeitsleerlauf großen Stiles vermeiden sowie ein neutrales Verständigungsmittel schaffen und gehen dennoch bei all ihren sichtbaren Vorzügen das große Risiko ein, mit ihrer abendländischen Seele auf halbem Wege stecken zu bleiben, um vielleicht gerade deshalb schließlich in einen neuen und schlimmeren Sprachen-Imperialismus und -Partikularismus zu verfallen. Warum aber sollte es nicht möglich sein, eine weitgehend erdachte Sprache, d. h. ohne gewollte und deutlich erkennbare Anlehnung an lebende Vorbilder, zu schaffen? Damit wäre man der Gefahr entgangen, die unerläßliche Grundforderung der Neutralität einer Weltsprache nur teilweise erfüllt und nur eine Nachahmung, jedoch keine Neuschöpfung erzielt zu haben. Was schadet es, daß man dabei in einigen Dingen zwangsläufig zu einer gewissen Parteilichkeit wird kommen müssen, da es kaum vermeidbar sein wird, sich z. B. bezüglich der Satzstellung, der Phonetik, der Leserichtung und ähnlichen Dingen für bestehende Vorbilder zu entschließen. Jedoch die weitaus größere Neutralität als bei Esperanto ist gewiß möglich und ebenso unvermeidlich. Es ist schon viel erreicht, wenn bereits frühzeitig ein best. Vorschlag durch eine Weltvertretung, etwa die UNESCO, als allgemein anwendbar bezeichnet wird, ohne daß sogleich schon den Staaten die Einführung eines Lehrzwanges zugemutet werden müßte. Allgemein läßt sich hierzu sagen, daß derjenige Vorschlag der geeignetste sein wird, der die glücklichste sprachliche Synthese zwischen Vielgestaltigkeit der Wortbildung, leichter Er-

lernbarkeit und weitgehender Neutralität darstellt. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, so ist der Weg geebnet, auf dem westlicher und östlicher Geist zueinander finden müssen und Handel und Wandel müßten allerorts einen neuen machtvollen Aufschwung erleben. Die Zweifler jedoch, die es als unmöglich ansehen, den Volksmassen eine zweite Sprache neben ihrer Muttersprache zuzumuten, mögen sich daran erinnern, daß in vielen Staaten der Analphabet in kurzer Zeit zu einer Sehenswürdigkeit wurde.

## FÜR DIE FRAU

### Mutterrente in Schweden

von *Elfriede Wenzel*

Während in Deutschland die verfassungsmäßig festgelegte Gleichberechtigung der Frau noch Gegenstand heftiger Diskussionen ist und man glaubt, vier Jahre zu benötigen, um die zahllosen Paragraphen des Ehe-, Güter- und Kindschaftsrechts diesem Grundsatz anzupassen, ist die Emanzipation der Frau in Schweden schon ein ganzes Stück weiter gediehen. Manche Frage, über die sich unsere Juristen und Juristinnen zur Zeit den Kopf zerbrechen, ist dort auf eine Weise gelöst worden, die vielen Frauen als vorbildlich erscheinen mag. Ob bessere Lösungen möglich sind, ist eine Frage für sich. Fest steht jedenfalls, daß das Problem der Gleichstellung der Frau von den schwedischen Vorkämpferinnen für die Frauenrechte sowie der schwedischen Öffentlichkeit und ihren parlamentarischen Vertretern mit einem klaren Blick für die Realität und einer Unvoreingenommenheit in Angriff genommen worden ist, die man bei uns oft vergeblich sucht.

Die politische Gleichberechtigung der Frau, in Deutschland erst wieder neu erkämpft, ist in Schweden seit langem Tatsache. Die schwedische Frau macht im Gegensatz zur deutschen offenbar auch weitgehend Gebrauch davon, denn es gibt in Schweden außer einigen tausend Stadträtinnen ein paar hundert weibliche Landtagsabgeordnete, rund 30 Reichstagsabgeordnete und einen weiblichen Minister, Frau Karin Kock.

Die berufliche Gleichberechtigung ist ebenfalls im großen und ganzen durchgeführt. Der schwedischen Frau stehen

sämtliche Berufe offen, und die Bezahlung ist, wenigstens bei allen höheren Posten, die gleiche wie für die Männer. In der Industrie liegen die Frauenlöhne jedoch noch um ein Drittel unter denen der männlichen Arbeitskräfte.

Man hat es in Schweden mit der politischen und beruflichen Gleichstellung der Frau aber nicht bewenden lassen, sondern die Frauenfrage auch an ihrem Kernproblem, der Mutterschaft, angefaßt, durch die die wirtschaftliche Benachteiligung der Frau im Lebenskampf doch in erster Linie bedingt ist. Veranlassung hierzu war allerdings weniger der Wunsch nach der Gleichstellung der Frau, sondern der Geburtenrückgang Schwedens und die Furcht vor dem allmählichen Aussterben des Volkes. Lediglich dadurch wurde der schwedische Staat bewogen, im Jahre 1932 den Vorstellungen Frau Alma Miralds und ihres Gatten, des früheren sozialdemokratischen Handelsministers, Gehör zu schenken und auf Abhilfe zu sinnen. Man fand den Ausweg in einer staatlichen Unterstützung kinderreicher Familien durch Mietermäßigungen sowie Erziehungs- und Bekleidungsbeihilfen, eine Lösung, die sich ein wohlhabendes Staatswesen wie Schweden erlauben konnte. Diese Unterstützungen haben denn auch tatsächlich ein starkes Ansteigen der Geburtenziffern bewirkt.

Die gewährten Unterstützungen sind sehr weitgehend, und man darf wohl sagen, daß die schwedischen Mütter es im Vergleich zu anderen Müttern der Welt einfach herrlich haben. Jede Mutter erhält für jedes Kind 16 Jahre hindurch 260 Kronen, ferner bei der Entbindung, die in einem der mit neuestem Komfort ausgestatteten Krankenhäuser kostenlos erfolgt, 400 Kronen in Waren und sechs Monate hindurch eine vom Staat bezahlte Hauspflegerin. Den Kinderreichen werden außerdem Mietzuschüsse gewährt. Die Hausfrauen haben Anspruch auf Ferien, die ebenfalls vom Staat finanziert werden. Noch manche andere Vergünstigung ist den Müttern und ihren Kindern, für die modernste Kindergärten und Schulen geschaffen wurden, zugestanden worden.

Die staatliche Fürsorge erstreckt sich nicht nur auf die verheiratete Mutter, sie wird in besonderem Umfange auch der unehelichen Mutter zuteil. Schon seit dem Jahre 1917 besteht eine Kinder-Wohlfahrtseinrichtung, die Svenska Barnavårdsnämnden, die die ledigen

Mütter zu betreuen hat und als behördlich eingesetzter Vormund für die vaterlosen Kinder gilt. Die Institution wirkt keineswegs im Verborgenen, sondern in aller Öffentlichkeit. Die von ihr angestellten, für ihre Aufgabe gründlich vorbereiteten Fürsorgerinnen haben sich jedenfalls als tatkräftige und sympathische Interessenvertretung der ledigen Mütter und unehelichen Kinder erwiesen. Es ist sicher nicht zum mindesten auf die Tätigkeit dieser mit größter Selbstverständlichkeit öffentlich wirkenden Organisation zurückzuführen, daß die uneheliche Mutterschaft im gesellschaftlichen Leben Schwedens keiner Minderachtung mehr ausgesetzt ist. Keineswegs wird sie etwa propagiert. Die meisten schwedischen Frauen ziehen es genau wie die Frauen anderer Völker vor, ihre Kinder in Familien- und Ehegemeinschaft mit dem Vater und Ehemann großzuziehen. Man akzeptiert in der unehelichen Mutterschaft lediglich eine Erscheinung, die seit Alters her unvermeidbar war und sich auch künftig nicht vermeiden läßt.

Diese unbefangene, wirklichkeitsnahe Einstellung, verbunden mit der wirtschaftlichen Sicherstellung der ledigen Mütter hat manche Folge gehabt, die vielleicht vom Staat nicht ganz gewollt war, aber ebenfalls als selbstverständlich hingenommen wird. Maßgebend für die Einrichtung dieser Wohlfahrtsinstitutionen war neben der Absicht, die Geburtenziffern zu heben, in erster Linie auch der Wunsch, dem unehelichen Kind die gleichen Lebensbedingungen und ungehemmten Entwicklungsmöglichkeiten zu verschaffen wie dem ehelichen. Man wollte die „Sünden“ der Eltern nicht das Kind entgelten lassen. Als Nebenwirkung ergab sich jedoch, daß nun aus den bisherigen „Zufallskindern“ in recht vielen Fällen gewollte Kinder wurden. Die wirtschaftliche Sicherheit veranlaßte manche Frau, die sich Kinder wünschte, auf die eheliche Bindung zu verzichten und sich bewußt zur unehelichen Mutterschaft zu entschließen. Die Gründe dafür sind natürlich in jedem einzelnen Fall verschieden. Auch in Schweden gibt es einen großen Frauenüberschuß, so daß schon deshalb viele Frauen keine Ehe eingehen können, nun aber nicht mehr auf die Mutterschaft zu verzichten brauchen. Auch eine zweite Kategorie berufstätiger Frauen, die ihren Beruf nicht mit dem Hausfrauenberuf vertauschen mag, zieht zuweilen die uneheliche Mutterschaft der ehelichen vor. Als weitere Folge der staat-

lichen Hilfsaktionen und der Gleichstellung des unehelichen Kindes ergab sich, daß manche Paare unverheiratet zusammenleben und Kinder großziehen, zumal sie nach der schwedischen Steuergesetzgebung bei einer Heirat höhere Steuern zu entrichten haben als bei der Einzelveranlagung. Ähnliches gilt für die Witwen, die bei einer Wiederverheiratung ihre Pensionsansprüche verlieren würden.

Interessant ist an dieser Entwicklung, wie schnell eine vorurteilslosere Einstellung zum Problem der unehelichen Mutterschaft gewonnen wird, sobald die Mutter wirtschaftlich gesichert ist. Interessant ist ferner, daß, wenn auch die meisten Männer und Frauen die übliche Ehe- und Familiengemeinschaft vorziehen, sie es aber durchaus in der Ordnung finden, wenn einzelne Frauen sich ihr Leben nach ihren Möglichkeiten, Wünschen und Einsichten anders gestalten. Diese Toleranz und Großzügigkeit sind sympathisch.

Bei allem Respekt vor der schwedischen Fortschrittlichkeit gibt es doch einiges an dieser Lösung der Frauenfrage zu kritisieren. Die staatlichen Unterstützungen stammen schließlich aus Steuereinnahmen. Das bedeutet aber, daß alle Männer und Frauen, die keine Kinder haben, durch eine erhöhte Steuerzahlung das aufbringen müssen, was die anderen weniger bezahlen oder in Form von Kinder- und Mütterzuwendungen zurückerhalten. Diese Kinder- und Mütterrenten werden also wohl zum größten Teil von den Junggesellen und kinderlosen Ehepaaren aufgebracht. Das ist keinesfalls eine gerechte Lösung, auch dann nicht, wenn noch andere Steuerquellen in Anspruch genommen werden. Der Staat kann ja immer nur das mit der einen Hand geben, was er zuvor mit der anderen seinen Bürgern weggenommen hat und muß davon noch seinen Beamten- und Fürsorgerinnenapparat ernähren. Statt Rückversicherungen durch staatliche Unterstützung zu bieten, wäre es ganz gewiß besser, wirtschaftliche Verhältnisse zu schaffen, die jeder Frau gestatten, den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder auch dann, wenn der Vater nicht dazu helfen kann oder will, selbst zu verdienen. Wohlfahrtsunterstützungen aber bleiben, auch wenn sie wie in Schweden in sympathische Formen gekleidet werden, letzten Endes immer ein Bettel und bedeuten staatliche Einmischung in persönliche Angelegenheiten.

Wenn wir also auch akzeptieren, daß man in Schweden die Gleichstellung der Frau an ihrem Kernproblem, der Mutterschaft, gelöst hat, so halten wir doch die von Silvio Gesell vorgeschlagene Lösung, die Grund- und Bodenrente als Mutterlohn zu verwenden, für besser und gerechter. Hier wird kein fremdes Arbeitseinkommen für die Erziehung der Kinder und Unterstützung der Mütter in Anspruch genommen, sondern diesen der Arbeitsertrag zugeführt, der ihnen gebührt und der heute auf Grund eines veralteten Bodenrechts als kapitalistisches, arbeitsloses Einkommen von den Grund- und Bodenbesitzern beschlagnahmt ist.

## CHRONIK DER ZEIT

\*\*\*

### September — Dezember 1949

*Straßburger Europarat plädiert für Deutschlands Aufnahme / Westdeutsche Bundes-Republik konstituiert / Prof. Heuß zum Bundespräsidenten gewählt / Englisches Pfund 30 v. H. abgewertet / Bundeskanzler Dr. Adenauer bildet erstes deutsches Kabinett / Atom-Explosion in Sowjet-Rußland / China- und Balkan-Frieden beschäftigen UN-Vollversammlung / Ketten-Reaktion von Abwertungen / Berliner Finanzkrise steigt / Ostzone bildet Ostdeutschen Staat / Berlin wird Notstandsgebiet / UdSSR nimmt diplomatische Beziehungen mit Ostzonen-Regierung auf / Flüchtlingsstrom nach dem Westen wächst / Regierung Adenauer verhandelt um Demontage-Stop / Bundespräsident Heuß besucht Berlin / Vizekanzler Blücher plädiert für Goldwährung / Debatten um die Wiederaufrüstung Deutschlands / Heftiger Zusammenstoß zwischen SPD und Regierung in Bonn / Außenminister genehmigen Erhöhung der deutschen Stahlquote auf 14 Millionen Tonnen / Berliner Arbeitslosigkeit nimmt zu / Ruhrindustrie verhandelt um erste Privat-Auslandskredite / Westeuropa plant Wirtschaftsunion.*

Das bedeutsamste Ereignis in diesen letzten Monaten liegt für Deutschland — 4 Jahre nach der Kapitulation — in der Konstituierung einer neuen Deutschen Regierung. Das erste Kabinett

konnte auf Grund der Bundestagswahlen nur auf Rechtsparteien gegründet werden; die SPD steht in Opposition und hat aus dieser Stellung heraus in der Frage der Rechte des Parlaments bereits einen starken Angriff gegen die Regierung Adenauer vorgetragen. Dennoch hat die Regierung, wenn auch die Opposition im Prinzip im Recht ist, das Plus beachtenswerter außenpolitischer Erfolge gerade in der Frage der Ruhr-Regelung und auch im Demontageproblem.

\*

In internationaler Beziehung haben die Notwendigkeiten des Weltwirtschaftsverkehrs zu den ersten währungspolitischen Veränderungen seit Kriegsende geführt. Das englische Pfund wurde dem Dollar gegenüber um 30% abgewertet und damit wurde eine Kettenreaktion von Abwertungen anderer Länder ausgelöst. Auch für Deutschland ergab sich die Notwendigkeit, den DM-Kurs zum Dollar zu ändern.

In der Begründung, die der englische Schatzkanzler Sir Stafford Cripps für den Entschluß seiner Regierung zur Pfundabwertung gab, betonte er, daß die einzige andere Möglichkeit eine Deflation im Inland mit Senkung des Lebensstandards und Steigerung der Arbeitslosigkeit gewesen wäre. So hat in diesem Fall die von den besten Köpfen seit vielen Jahren vergeblich gepredigte Einsicht, daß die Stabilität des inneren Preisniveaus wichtiger ist als der Wechselkurs, in England die Oberhand gewonnen.

\*

Ein Jahr ist nun zu Ende, das in mancherlei Hinsicht Besserungen und Fortschritte gebracht, das aber auch viele bedenkliche Zeichen fortschreitender Zerrüttung und offensichtlichen Rückfalls gezeitigt hat. In der Frage Krieg oder Frieden? sind noch einmal alle Klippen umschifft worden; aber bedenklich ist dennoch, daß Deutschland bereits in beiden Lagern steht und die Chancen zu einer Verständigung zwischen Ost und West wieder um einige Grade schwächer geworden sind. Bei aller Anerkennung der internationalen Bemühungen um die Sicherung des Friedens sind bei uns Deutschen die Symptome einer gefährlichen Entschlossenheit deutlicher geworden. Vor drei Jahren noch wurde jeder, der es nur wagte, die Beständigkeit dieses Friedens zu bezweifeln, in unserer Lizenzpresse mit Vehemenz angegriffen und als „Kriegshetzer“ diffamiert; heute wird derjenige angegriffen und diffamiert, der noch an die Möglichkeiten des Friedens glaubt und danach handelt. — Das ist für uns Deutsche eine bedenkliche Entwicklung. Es bleibt nur die Hoffnung, daß es der

internationalen Politik gelingen möge, die Gegensätzlichkeiten auszugleichen und damit den Frieden auch für das Jahr 1950 zu retten.

AUS DER  
*Freiwirtschaftsbewegung*

### Zur Politik der Freiwirtschaftsbewegung

Es freut mich, daß in der Mai-Ausgabe der „Gefährten“ die längst fällige Diskussion über die Politik der Freiwirtschaftsbewegung begonnen wurde. Erlauben Sie, daß ich meine eigenen Gedanken hierzu vortrage:

Es kehrte wohl ein großer Teil der jüngeren Generation aus den Kriegsgefangenenlagern mit dem Willen heim, die Welt mit neuen Mitteln und Methoden, zuweilen auch mit neuen Gedanken neu und besser zu bauen. Sie fand aber die Heimat im eifrigen „Wiederaufbau“ alter zerbrochener Formen wieder. Anfänglich wurden auch altehrwürdige Inhalte wiederentdeckt und neu diskutiert, um inzwischen längst von der Sensationspresse erwürgt zu werden. Und auch die viel zitierte „Junge Generation“ hat seitdem über Beruf und Fußballtoto ihren Frieden mit den scheinbar unabänderlichen Verhältnissen gemacht und spielt das Spiel der Väter mit mehr oder weniger Geschick. Trotzdem scheint mir aber überall ein latenter Wille zu einem neuen Anfang im ganzen Volk verteilt vorhanden zu sein; und ich habe mir oft die Frage vorgelegt, wie dieser Wille zu wecken sei.

Kurz nach der Gründung des Freiwirtschaftsbundes habe ich von dessen Zielen Kenntnis erhalten, und seitdem habe ich mir alle erreichbare Lektüre verschafft und fast sämtliche Veranstaltungen in München besucht. Bei aller Sympathie für dieses Gedankengut habe ich mich aber nie zu einer Mitgliedschaft durchringen können, hauptsächlich deswegen, weil ich mir eine Verwirklichung auf dem geplanten Weg nicht recht denken konnte. Die Nachteile einer Partei-Organisation (RSF) waren mir selbst klar, aber andererseits befriedigte mich die völlige Außerachtlassung der „Volksmasse“ ebenfalls nicht. Der Weg des Freiwirtschaftsbundes wäre m. E. richtig, wenn tatsächlich die Elite in den Behörden säße und die „einflußreichen Persönlichkeiten“ umfassen würde. Das eben bestreite ich. Es gibt in der heutigen sog. „führenden Schicht“ anteilmäßig wohl ebensoviel „Masse“, wie unter der sog. „Masse des Volkes“, in der sich ebensoviel geistige Elite befindet, der nur der Weg nach oben versperrt ist. Ich bestreite, daß

zwischen Führung und Volk heute das echte Spannungs-Verhältnis „Elite — Masse“ besteht. Jawohl, man muß die Elite ansprechen, wenn man neue Erkenntnisse durchsetzen will! Aber wenn diese Elite über das ganze Volk verstreut ist, muß man wohl oder übel das ganze Volk ansprechen.

Meines Erachtens gibt es nur folgende Möglichkeiten, die gleichzeitig unabdingbare Notwendigkeiten sind:

1. Sachliche Publizierung der Gedanken der Freiwirtschaft,
2. Demonstrative Versuche, die Freiwirtschaft teilweise zu verwirklichen,
3. Sammlung all derer, die sich durch 1. und 2. angesprochen fühlen.

Daß „Experimente“, wie sie unter 2. angedeutet wurden, auch heute noch möglich sind, davon bin ich fest überzeugt. Ich erinnere an die Aktion von Dr. Diehl, die „Gräfelinger Bauhilfsaktion“; wenn sie auch nicht im eigentlichen Sinn schon freiwirtschaftlich ist, trägt sie doch starke freiheitliche Impulse in sich.

In meinem Wohnort hat ein junger Mann, ohne Mittel, ohne Namen und ohne eine Organisation hinter sich zu haben, angeregt durch die Aktion Dr. Diehls, einen ähnlichen Plan für die Gemeinde ausgearbeitet und in wenigen Wochen nur durch sachliche Erörterung mit den maßgeblichen Leuten es fertiggebracht, daß er vor dem Gemeinderat gehört wurde, der diesen Plan einstimmig annahm und nun durchführen wird. Im übrigen habe ich das Gefühl, daß sich FWB und NB ergänzen und von Ihrer Antwort (der weiteren Diskussion) erhoffe ich mir auch eine verständmäßige Klärung dieser Frage.

F. D., Unterhaching

## *Briefkasten*

Fr. H., Refrath b. Köln, schreibt: Mit diesen Zeilen sende ich Ihnen eine Nr. des „Sennaciulo“, eine Monatszeitung in Esperanto, die über die ganze Welt geht. Als Leitartikel sehen Sie Ihren ersten „Funken“ — „Freiheit — und Sozialismus?“, eine vorzüglich gelungene Übersetzung in Esperanto. Der Sünder war ich. Da ich mit einer Annahme der Übersetzung kaum gerechnet hatte, war ich natürlich sehr überrascht, ihn sogar als Leitartikel und dazu noch ungekürzt erscheinen zu sehen. Wenn ich von einer sehr gelungenen Übersetzung schreibe, so beruht das nicht nur auf meinem Können, ein so guter Esperantist bin ich wieder nicht. Es haben mir einige Freunde bei der Korrektur geholfen,

die bessere Esperantisten sind als ich. Ich hoffe, daß Sie mir mein Verbrechen nicht zu hoch anrechnen, da ich von dem Gedanken geleitet war, unsere Sache in der ganzen Welt voranzutreiben.“ —

Lieber Freund H.! Wir danken Ihnen für Ihre Mitteilung und freuen uns mit Ihnen Ihres überraschenden Erfolges. Jeder Fortschritt unserer Sache kommt schließlich immer durch die Initiative des einzelnen oftmals unbekanntem Menschen zustande, der den Funken seiner Erkenntnisse aus eigenem Antrieb weitergibt. Wir wünschen Ihnen eine recht ertragreiche Korrespondenz!

K. Walker

A. C. Flemington, N. J., schreibt uns: „Der Artikel „Die Ausbeutung“ von Kurt Göddertz in Heft 30 hat mich veranlaßt, beifolgende Richtigstellung zu schreiben. Ich muß gestehen, daß ich erstaunt bin, diesen Artikel in einer freiwirtschaftlichen Zeitschrift zu finden; er ist wundervoll geeignet für eine kapitalistische! Ich hoffe, daß Sie meine Richtigstellung bald publizieren. Die Freiwirtschaft sollte sich nicht der Illusion hingeben, daß freiwirtschaftliche Grundsätze im kapitalistischen System möglich sind, und daß es möglich ist, die Freiwirtschaft in Deutschland, Österreich oder in der Schweiz einzuführen.“

Verehrter Herr C.! Wir haben die Absicht, auf Ihre Einsendung zu dem Artikel von K. Göddertz noch zurückzukommen. Haben Sie also bitte noch etwas Geduld. Um aber wenigstens ein paar Worte zur Klärung der Lage anzubringen, möchten wir Sie darauf aufmerksam machen, daß wir von unserem Standort aus — „Die Gefährten“ erscheinen in Deutschland und die Schriftleitung sitzt in Berlin! — uns zunächst einmal erklären müssen, nach welcher Richtung wir vorgehen wollen. Wollen wir mehr und mehr und schließlich vollkommene Kollektivwirtschaft? — oder wollen wir mehr und mehr und schließlich die von uns erstrebte vollkommene freie Wirtschaft? — Das letztere läßt sich nur auf dem Wege über die kapitalistische „freie“ Wirtschaft anstreben und so haben wir unseren Lesern mit dem Artikel von Göddertz nur gezeigt, daß sogar die kapitalistische freie Wirtschaft schon um etwas besser ist als die kollektivistische! Daß wir nicht dabei stehen bleiben wollen, sondern noch größere Ziele anstreben, das dürfte den meisten Lesern unserer Zeitschrift doch bekannt sein. Wir freuen uns aber an Ihrer Anteilnahme und kommen auf Ihre Einsendung noch zurück.

K. Walker

R. B. Hamburg, schreibt: „Ich bitte, Herrn Erwin Ortman n Dank und Gruß zu sagen für seinen Diskussionsbeitrag „Der Mensch ist das Wagnis

Gottes“. Zwar ist mir der Ideen-Komplex bekannt, aber so, wie E. Ortman davon aussagt, hat es mich tief berührt, daß ich Arbeit und geschäftliche Korrespondenz doch mal beiseite lassen und unterbrechen mußte. Mit Dank für die Vermittlung bin ich Ihr

R. B.

J. P. Arns, Remscheid. Sie machen uns auf einen Artikel im Maiheft von „Reader's Digest“, englische Ausgabe, aufmerksam: Alfred Edwards, ein Mitglied des Parlaments bzw. früheres Mitglied der Labour-Party, nimmt zu den Lehren aus dem britischen Sozialisierungsexperiment Stellung und legt dar, wie sein Glaube an diese Art Sozialismus erschüttert wurde. Der Artikel ist zu umfangreich, um ihn hier wiedergeben zu können; aber Sie haben recht, er bestätigt alles, was wir von jeher dazu sagten. Eine politisch beachtenswerte Überlegung stellt Edwards damit an, daß er sagt: Wenn schon zur Steigerung der Produktionsleistung entweder höherer Lohn oder härterer Zwang nötig ist, dann wird die Verweigerung des höheren Lohnes (des Profits an der Arbeit) den härteren Zwang heraufbeschwören. Den versagenden Sozialisten folgen die härteren Kommunisten oder Faschisten!

Wir weisen unsere Leser gerne auf diesen Artikel hin; vielleicht findet sich auch einer, der einen kleinen Nachstoß unternimmt, denn Edwards kennt Gells Lehre wohl noch nicht.

K. Walker

Fr. B., Cornau: Bemerkungen zum Aufsatz „Das uneheliche Kind“ von Frau Dr. Klaje in der Monatsschrift „Die Gefährten“, Mai 1949, Seite 454.

Das Ziel der Menschheit muß sein die Bildung guter und glücklicher Ehen und Familien. Für eine gute Ehe ist die Frage Vaterrecht oder Mutterrecht praktisch unwichtig. Für sie hat mehr Bedeutung das Eherecht und Elternrecht, weil in ihr gegenüber den Kindern und den Mitmenschen die schönen Worte gelten: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag.“ In ihr erkennt die Frau ihren Mann ohne weiteres an als den Herrn im Hause, wenn für den Mann seine geliebte Frau die Königin und die Seele seines Heimes ist.

Für eine gute Ehe sollte es weder ein Vaterrecht noch ein Mutterrecht, sondern nur ein gutes Eherecht geben. Jedoch für ledige, geschiedene und verwitwete Mütter müßte es ein gutes Mutterrecht geben, das aber die Sehnsucht nach einem neuen treuen Lebensgefährten nicht unterdrücken darf.

## Internationale Correspondenz

Wir erhielten kürzlich ein Schreiben des Internationalen Korrespondenz-Büros, München 15, Lindwurmstraße 126 A, mit der Bitte, einen beigefügten Brief unseren Leserinnen zur Kenntnis zu bringen.

Da es sich um die Anknüpfung eines Briefverkehrs mit Frauen in den Vereinigten Staaten handelt, und da solcher Gedankenaustausch den Blick weitet und für alle Beteiligten fruchtbar sein kann, kommen wir dieser Bitte gerne nach.

Der Brief aus Amerika lautet:

An das

Internationale Korrespondenz-Büro  
München 15, Lindwurmstraße 126 A

Ich schreibe Ihnen bezüglich internationaler Korrespondenz. Ich bin National-Vorsitzende der Brieffreunde von Amerika in Verbindung mit der Vereinigung aller Landfrauen der Welt. Eine unserer Aufgaben ist, Freundschaften, Verständigung, Toleranz und den Austausch von Ansichten und Ideen zu fördern.

Ich würde es aufrichtig begrüßen, wenn Sie mir eine lange Liste von Anschriften deutscher Frauen schicken würden, die gerne eine Brieffreundin in den USA haben möchten. Ich habe mehrere hundert Namen von Damen im Alter zwischen 20 und 65 Jahren registriert. Diese Damen aus allen Teilen Amerikas möchten gerne mit Freundinnen in Deutschland korrespondieren.

Ich möchte gerne, daß Sie mir die Liste schicken, damit die Amerikanerinnen den Briefwechsel eröffnen können. Ich hoffe sehr, daß Sie mein Ersuchen in Erwägung ziehen und mir, wenn möglich per Luftpost, eine lange Liste senden werden, da ich nicht annähernd alle Nachfragen hier befriedigen kann. Viele unserer Damen sind daran interessiert, Geschenksachen an persönliche Freundinnen in Deutschland zu schicken.

Die Namen, die ich hier habe, sind meist von Farmersfrauen in Amerika, die auf dem Lande wohnen und Mitglieder einer landwirtschaftlichen Schulungs-Vereinigung sind, die einmal im Monat Zusammenkünfte hat. Einige Damen könnten deutschgeschriebene Briefe lesen, aber leider nur in Englisch antworten.

Darf ich baldmöglichst von Ihnen hören.

Ihre in Weltfreundschaft verbundene  
gez. Mrs. E. Tyler.

Zuschriften — es handelt sich zunächst wohl nur um Adressen-Angaben — sind an die gleiche Anschrift nach München zu richten.

## Für ein Denkmal der tätigen Liebe!

Das „Schwerversehrten-Umschulungswerk“ der Evangelischen Werkhilfe e.V., Rothenburg ob der Tauber, richtet einen Appell an uns, zu dem im Werden begriffenen Werk, das im Herbst dieses Jahres stehen soll, einen Ziegelstein beizutragen.

Es ist gewiß naheliegend zu sagen, „dafür hat der Staat zu sorgen!“ Dieses Wort ist aber zugleich eine Ausflucht davor, selbst etwas zu tun.

Wir alle können heute nicht mehr „aus dem Vollen schöpfen“, wir müssen uns manches versagen, was wir uns einstmals leisten konnten. Aber wir haben doch unsere Arbeitskraft und die Hoffnung, wieder hoch zu kommen. Diese Hoffnung stärkt unsere Kraft — sie sollte aber auch unsere Menschlichkeit gegenüber dem Bruder, der schwerer zu ringen hat, stärken! — Es hat jeder nur ein einziges Leben und es ist für keinen gleichgültig, ob es seinen Sinn behält — oder wieder einen Sinn bekommt, oder ob es am Straßenrand zugrunde geht.

Wir geben darum den Ruf zur tatkräftigen Mithilfe gerne an unsere Leser weiter. Die „Aufbauhilfe für das Schwerversehrten-Umschulungswerk“ der evangelischen Werkhilfe Rothenburg ob der Tauber ist für jede Spende dankbar. Überweisungen können auf Konto Nr. 1989 bei der Stadt- und Kreissparkasse Rothenburg ob der Tauber erfolgen.

## VOM BÜCHERTISCH

**Barbara Wootton: „Freiheit in der Planwirtschaft“**, Phönix-Verlag, Christen & Co., Hamburg 1, 1948, 158 S.

Dieses Buch, von Dr. Ilse Elsner ins Deutsche übersetzt, ist im Verlag George Allen & Unwin, LTD, London, im Jahre 1945 unter dem Titel „Freedom under Planning“ erschienen. Die Autorin befaßt sich mit dem in den letzten Kriegsjahren schon deutlicher werdenden großen Problem der heraufziehenden Zukunft: die Forderung der Freiheit mit den Bedingungen der sozialen Ordnung in Übereinstimmung zu bringen.

Barbara Wootton steht dem Kollektivismus näher als der individuellen Freiheit und so ist es begreiflicher Weise der Sinn ihres Buches, die Anhänger der Freiheit von der Notwendigkeit und Unbedenklichkeit einer Unterordnung unter die Planwirtschaft zu überzeugen, während die entgegengesetzte Überlegung, die Planung im Rahmen grundsätzlich anerkannter Freiheitsrechte zu halten, zu kurz kommt. Da das Buch 1944 geschrieben ist, kann man hier und dort auch noch ein wenig vom inzwi-

schen verblaßten Glanz der Potemkinischen Dörfer, bzw. vom Funktionieren des zweiten Fünfjahresplanes der Sowjet-Union (s. S. 11) und von der Freiheit der Beschäftigungswahl in Rußland (s. S. 146) lesen. Es ist anzunehmen, daß die Autorin darüber jetzt anders denken wird.

An den für unsere Begriffe entscheidenden Kern der Sache gelangt die Verfasserin im Kapitel V, in dem sie von der „Freiheit des Sparens“ schreibt. Hier stößt sie nämlich zu dem Problem vor, daß die Aufrechterhaltung der Vollbeschäftigung in der freien Wirtschaft die volle laufende Investition der Spar-Rate erfordern würde. Auf Grund der bestehenden Freiheiten gibt es aber in jeder Wirtschaft, die überhaupt mit Geld rechnet, stets viele Personen, die Geld sparen, ohne es unmittelbar den Investitionen zuzuführen. Die Neigung zum Investieren kommt im herrschenden Wirtschaftssystem (man könnte meinen, man höre hier Gesell sprechen) merkwürdigerweise immer etwas sprunghaft und dann mit der ganzen Wucht, während umgekehrt auch die Zurückhaltung von den Investitionen wie eine grassierende Manie ebenfalls von allen zur gleichen Zeit geübt wird. Daraus ergeben sich stoßweise Beschäftigung oder Arbeitslosigkeit, also: die individuelle Freiheit, Investitionen zu veranlassen oder einzuschränken, führt zu wirtschaftlichen Störungen mit tief einschneidenden sozialen Folgen.

Soweit ist alles klar. Diese Einsichten liegen im übrigen auch auf der Linie der Arbeiten von J. M. Keynes. Während aber Keynes immerhin schon an den Gedanken herankommt, die Spar-Rate und die Investitions-Rate mit der Gesellschaftlichen Geldreform zu einer Größe zu machen, geht unsere Autorin einen anderen Weg. Zweifellos ohne Kenntnis der Möglichkeiten, die in der Gesellschaftlichen Geldreform liegen, ist sie geneigt, die individuelle Freiheit des Hortens von Geld bestehen zu lassen; die Lösung des Problems verspricht sie sich von dem Einsatz geplanter staatlicher Investitionen, die den Ausfall der privaten Investitionen ersetzen sollen. Dieser Gedanke ist zwar auch bei Keynes schon aufgerollt worden und er entspricht im übrigen im wesentlichen dem Beveridge-Plan. Aber ein an Silvio Gesell geschulter Leser wird nun die Frage aufwerfen: Woher nimmt der Staat das Geld, welches er für die Investitionen benötigt? Steuern zu erhöhen, heißt anderswo ein Loch aufzureißen, um dieses zuzuschütten. Geldschöpfung aber ist eine Verwässerung der Kaufkraft des schon vorhandenen Geldes. So kommt es also nicht darauf an, den Steuerzahler büßen zu lassen, was der Sparer sündigt, oder das Geld für alle zu verwässern, sondern es kommt darauf an, der individuellen Freiheit dort

die Grenze zu setzen, wo sie zu sozialen Störungen führt — d. h. die Hortbarkeit des Geldes abzustellen. K. W.

Es sind ganz merkwürdige „Fabeln der Traumgesichte“ (**Die Fabel vom Peter Lech und Der Traumspiegel Lech**) von V. O. Stomps, die der Siegel-Verlag Otto Müller in Frankfurt a. M. 1947 herausgebracht hat. Merkwürdig für den ahnungslosen Leser, der im Peter Lech gar nicht einmal sich selbst erkennt im Kampf zwischen Gut und Böse. Und die Fabel vom Peter Lech ist im Grunde doch nichts anderes als die Darstellung des Kampfes luziferischer Kräfte gegen das Gesetz der göttlichen Ordnung in uns, endend mit dem Siege der Ordnung. Wirkliches und Traumdasein verfließen ineinander und sind oft schwer voneinander zu trennen und wir sind beim Lesen an Erzählungen Franz Kafkas gemahnt. C. B.

**Adolf Grimme: „Vom Wesen der Romantik“.** Verlag Georg Westermann. (84 Seiten.)

Eine ausgezeichnete Arbeit, die jeden Philologen, insonderheit jeden Germanisten, interessieren dürfte. Der Verfasser unternimmt den Versuch — und mehr als das — durch eine genaue Begriffsbestimmung des Wesens der Romantik einen Beitrag zur Phänomenologie der Romantik zu liefern. Er verwahrt sich gegen die unzulässige Verwendung nicht scharf definierter Begriffe, und fordert auch im Bereich der Literatur eine exakte Strenge, soweit sie überhaupt möglich ist. Der Verfasser ist allzu bescheiden, wenn er seine Arbeit, die sicherlich ihr Thema nicht erschöpft, nur als Vornotiz zu einer Phänomenologie der Romantik gewertet wissen will.

J. D.

**Eckart Peterich: „Warum lieben wir die Griechen und wozu studieren wir ihre Geschichte?“** Die Ulmer Reihe. Aegis-Verlag, Ulm. (32 Seiten.)

Ein Vortrag in entzückender Ausstattung mit eleganten Zeichnungen nach griechischen Vasen von Otto Aicher, in sehr sauberer, aber leider schwer lesbarer Blockschrift.

Der Vortragende beantwortet die selbst gestellte Frage: Weil wir Kinder dieses Geistes sind. Ehrfürchtig, ja fromm taucht er in der Schönheit des griechischen Geistes, der Ganzheit griechischen Wesens unter und entfaltet vor seinen Hörern den ganzen Zauber einer nie gestorbenen — trotz vieler Jahrhunderte — noch immer wirksamen Welt, dabei die Kenntnis und Schau entwickelnd, die nur dem Liebenden dieses Volkes gewährt wird.

J. D.

## An unsere Leser

Mit diesem Heft beschließen wir das *Gefährten*-Jahr 1949. Dieses Jahr hat für unseren Verlag viele Belastungen gebracht, die uns außerstande setzten, das Erscheinen der *Gefährten* so regelmäßig zu gestalten, wie es für eine Monatsschrift wünschenswert gewesen wäre. Vor allem aber schulden wir unseren Lesern für die Unterbrechung im Erscheinen der *Gefährten* seit dem Heft 32 noch eine Erklärung.

Die Herausgabe der *Gefährten* ist bis heute kein „lohnendes“ Geschäft gewesen, und die Auswirkungen der wirtschaftlichen Depression auf das Verlagsgeschäft machten es von Monat zu Monat schwerer, die notwendigen Zuschüsse für dieses Lieblings- und Sorgenkind des Verlages aufzubringen. Interne Schwierigkeiten und Gegnerschaft trugen ihren Teil dazu bei, die Lage zu verschärfen. Den endgültigen Anlaß zur zeitweiligen Unterbrechung des Erscheinens gab jedoch das Verwirklichen eines alten Verlagsplanes: die Herausgabe einer Zeitschrift im Sinne umfassender Lebenserneuerung, mit welcher eine jahrzehntelange Verlagstradition fortgesetzt werden soll. Mit ihrem weiteren Leserkreis sollte diese Schrift dann auch die weniger populären „*Gefährten*“ tragen helfen.

So entstand der „*Sonnenstrahl*“, eine *Schriftreihe für natürliche Lebensgestaltung*, und zugunsten seines Erscheinens mußten die „*Gefährten*“ in Druckerei und Redaktion vorübergehend zurücktreten.

Allen Beziehern der „*Gefährten*“ sagen wir heute unseren Dank für ihre Treue und erhoffen uns ihre verständnisvolle Einsicht. Das neue Jahr wird auch den „*Gefährten*“ neuen Aufschwung und eine weitere Verbreitung bringen.

Das vorliegende Heft 33 gilt trotz seines erweiterten Umfangs in der Verrechnung als einfaches Heft und beschließt damit bezugsmäßig das III. Vierteljahr 1949, so daß alle jene Bezieher, die das Bezugsgeld für das IV. Vierteljahr 1949 einbezahlt, beim Verlag oder ihrer Buchhandlung noch DM 2.70 gut haben, die, so nicht ausdrücklich anderes gewünscht wird, für künftige „*Gefährten*“-Lieferungen verwendet werden.

Die *Postbezieher* finden zum Ausgleich im nächsten Heft Nr. 34 auf Seite 596 eine „*Kontroll - Marke für Gefährten - Gutscheine*“ beigelegt, welche beim Verlag während des Jahres 1950 beliebig in Zahlung gegeben werden kann, sofern nicht Rücküberweisung des Betrages gewünscht wird.

Hinsichtlich der zahlreichen, seit längerer Zeit in Herstellung befindlichen Verlagswerke haben wir auf Grund gemachter Erfahrungen zuletzt darauf verzichtet, neue Erscheinungstermine bekanntzugeben. Doch werden wir in den nächsten Heften auch dieserhalb Günstiges berichten können.

Herausgeber und Verlag der „*Gefährten*“.

### Sandalen

Die gesunde Fußbekleidung für den Lebensreformer, für Haus, Turnen, Wandern und Sport. In allen Größen ständig ab Lager lieferbar. Wiederverkäufer erhalten günstige Rabatte.

Gormanns & Co.,  
München-Gladbach, Windberg

### „BIONOMICA“

Landkultur- u. Wirtschaftsgemeinschaft

Sammlung und Aktion aller Freunde der naturgemäß-organischen (bionomischen) Lebensgestaltung in der Ganzheit: Acker-, Garten- und Fruchtebau, Ernährung, Gesundheit, Kultur, Wirtschaft und Siedlung. **Das Gemeinschaftswerk der Zukunft!** Anmeldedruck und Planschrift 1 gegen Einsendung von 1.— DM an Geschäftsst. Teschke, (13b) Feldafing am See.

### Die Schönheit des Leibes

48 berauscht., vollendet schöne, farbige Großaufnahmen (18×24 cm) weiblich und männlich. Ganzleinen - **Geschenkbund DM 12.—** franko (b. Voreinsd. —.50 weniger), disk. Versand d. **Ammer-Verlag, München-Pasing 10.**

### Wildheilkräuter

aus der Natur und Heilpflanzen aus dem Kräutergarten biolog.-dynam. liefert teefertig

„**Kräuterhäusel**“ **Feldafing/Obbay.**  
Preissprospekt kostenlos.

### Flüssiges Obst

Die vorzüglichen **Trauben- und Obstsaft** zur Erfrischung, Stärkung und Heilung:

**Fruchtsaftkellerei Diether Vogel, Wöllstein**  
Rhld. Pfalz. Verlangen Sie Preisliste.

# SONNENSTRAHL

Schriftreihe für natürliche Lebensgestaltung

Lauf (Pegnitz) - Oktober 1949 - Heft 1

Herausgeber: Rudolf Zitzmann - Redaktion: Rainer Vogt, Meinsen, Kr. Springe (Deister) - Bildredaktion: Horst Greschik, München 25, Schließfach 16 - Verlag: Rudolf Zitzmann Verlag, (13a) Lauf bei Nürnberg, Espanstraße 1 (Tel. 218) Postscheckkonto Nürnberg 38815

## INHALT

Farbfoto Horst Greschik: Mädchenbildnis . . . . .	1
Diese Hefte dienen . . . . .	Rainer Vogt 2
Zum Geleit . . . . .	Aus dem Tao-Te-King des Lao-Tse 3
Der Leib als Tempel Gottes . . . . .	Werner Zimmermann 4
Wohl kreist verdunkelt oft der Ball . . . . .	Christian Morgenstern 5
* Mädchen am Fluß . . . . .	6
Nacktheit und Kultur . . . . .	Karl Nestele 7
Aufnahme Theodor Szabo: Jahrgang 1945 (Knabenbildnis)	9
Zwei junge Menschen . . . . .	Rainer Vogt 10
Aufnahme Rudolf Dehler: An stillem Wasser . . . . .	11
* In freier Natur . . . . .	13
* Frohe Fahrt . . . . .	14
EXISTENTIA . . . . .	Prof. Dr. Wilhelm Brachmann 15
Aufnahme Theodor Szabo: Knaben in den Dünen . . . . .	17
Über die Lebenskunst . . . . .	Flubis 18
Herr Großkopf hat es geschafft . . . . .	Rainer Vogt 20
Aufnahme Theodor Szabo: Am Strand . . . . .	21
Das Volk von Hunsa . . . . .	Werner Zimmermann 22
Wer das Schwere willig trägt . . . . .	Lao-Tse 25
Liebe . . . . .	Werner Zimmermann 26
Aufnahme Herbert Lehmitz: Im sonnigen Winkel . . . . .	27
Ich liebe . . . . .	Norman Vaget 28
* „Erlkönigin“ . . . . .	29
Weisheit zweitausendfünfhundert Jahre alt . . . . .	Lao-Tse 30
Menschheit und Technik . . . . .	Udo Barth 33
Werner gerät unter die „Wilden“ . . . . .	Kurt Wolff 37
* Reigen im Wasser . . . . .	38
Lebensferne und Sonnenmangel in der modernen Kunst . . . . .	40
„Der Mensch“ . . . . .	(Bildbericht aus einer Kunstausstellung) Norman Vaget 42
Offen gesagt (Ausprache) . . . . .	H. V. 43
* Männer am Strand . . . . .	44
* Reiter am Fluß . . . . .	45
Amerikas und Europas Ruf und Gruß an Deutschlands Lichtfreunde . . . . .	Dr. Herbert Krassnig 46
Berichte: Aus Freundeskreisen — Kostenlose Einsendungen — Wir finden uns — Befreundete Bestrebungen — Anschriften aus der deutschen Lichtbewegung . . . . .	47—48
Ich habe eine Woche im Büro gegessen . . . . .	Ingeborg Vogt 49
Aufnahme Theodor Szabo: Ruhende . . . . .	49
Aufnahme Herbert Lehmitz: Mutter mit Kind . . . . .	50
An unsere Leser . . . . .	51
Mitteilungen und Anzeigen des Verlags . . . . .	51
* Kindergruppe im Lichtgelände . . . . .	52

\* Die mit einem Sternchen gekennzeichneten Bildbeiträge sind eigene Aufnahmen der Bildredaktion des „Sonnenstrahl“.

Sonnenstrahl erhalten Sie im Abonnement oder einzeln in Ihrer Buch- und Zeitschriftenhandlung oder geradewegs vom Verlag, im Postabonnement beim zuständigen Postamt. — Preis eines Heftes DM 1.30, Fr. 1.70; vierteljährlich (3 Hefte) DM 3.60, Fr. 4.50 zuzüglich Zustellgebühr. — Zahlungen (unter Angabe von Bestellungs- oder Rechnungsnummer auf dem Zahlungschnitt) auf Postscheckkonto Nürnberg 38815 für den

RUDOLF ZITZMANN VERLAG - LAUF BEI NÜRNBERG



DIESE HEFTE DIENEN NICHT DER Zerstreuung, sondern der Sammlung. Sie dienen auch weniger der Unterhaltung als vielmehr der fortdauernden Untersuchung unseres gesamten Daseins. Sie wenden sich deshalb besonders an die Suchenden, die noch den Willen besitzen, ihr eigenes, unveräußerliches Leben zu gestalten und alle Erlebnismöglichkeiten auszuschöpfen. Sie öffnen sich allen fruchtbaren Gedanken, auch jenen, die dem in Tradition und Konvention befangenen Menschen zunächst absurd scheinen wollen. Sie öffnen sich besonders gern aller echten Lebensfreude, aller Schönheitssehnsucht, dem aufbauenden, ordnenden Geist, dem Geist der Liebe, Geduld und Güte, ohne dabei den Ungeist, die Schatten und Nöte zu übersehen oder zu leugnen. Wenn in diesen Heften die Aufmerksamkeit auf den Körper des Menschen gelenkt wird, so hat das seinen guten Grund in der Tatsache, daß der Mensch unseres Kulturkreises einige Jahrhunderte der Körperfeindlichkeit hinter sich hat und nicht zuletzt an diesem Mißverhältnis und Mißverständnis leidet. Auch hier sind Wahrheit, Freiheit und Licht notwendig.

Mit vierfarbigem Umschlag-Titelbild, 52 S. Form. 23,5×16,5 auf gut. Naturkunstdruck

Anlieferung an den Buchhandel durch Koch, Neff & Oettinger & Co., Frankfurt a. M., Weserstraße 31, für den Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel: Verlagsauslieferung Dr. Rudolf Frank, Nürnberg, Bärenschanzstr. 4, für die Schweiz: Ed. Fankhauser Verlag, Zielbrücke-Thielle (Neuch.).

*Jeder, der dieses Buch in die Hand nimmt, wird gewiß von ihm gefesselt und zugleich alarmiert sein. Es könnte eines der einflußreichsten Bücher unserer Zeit werden.* — Dies schrieb die New York Herald Tribune beim Erscheinen des Buches von

*William Vogt: Die Erde rächt sich*

332 Seiten in Ganzleinen mit farbigem Schutzumschlag DM 8.80

Es wurde in Amerika *das Buch des Monats* und erlebte damit Millionenaufgaben. In England brachte Victor Gollancz in zwei Monaten sieben Auflagen heraus. — „*Die Erde rächt sich*“ ist spannend und dramatisch geschrieben, und es zeigt „mit erstaunlicher Mischung von Wissen, Erfahrung und Eindringlichkeit, wie ein mutiger, ehrlicher und maßgebender Gelehrter die kommende Entwicklung voraussieht“.

*William Vogt*, Leiter der Abteilung für Bodenschutz der Panamerikanischen Union, hat das Problem des Raubbaus und der unsachgemäßen Behandlung des Bodens, der in wenigen Jahren die Bevölkerung nicht mehr zu ernähren droht, mit erschütternder Eindringlichkeit in das Blickfeld unserer Generation gerückt. Es ist eine Frage auf Leben und Tod für das kleingewordene Deutschland.

*Der Buchversand „Die neue Zeit“* wird an dieser Stelle regelmäßig Schriften und Werke ankündigen, deren Inhalt den Freunden und Lesern der „Gefährten“ besonders wert- und bedeutungsvoll sein dürfte; daneben aber auch andere unterhaltender und schöngeistiger Art. Diesmal sind es — Kriminalromane. Wir glauben, daß der gute Kriminalroman eine gesellschaftliche und literarische Funktion hat. Er ist „das moderne Äquivalent des Märchens“. Und deshalb schreibt Dr. Fritz Wölcken wohl auch mit Recht:

*„In dieser grundsätzlichen Unwirklichkeit liegt wohl auch der große Reiz, den die Detektivgeschichte auf eine ganze Reihe gerade unserer bedeutendsten schöpferischen Männer und Frauen ausübt. Nachdem die Detektivgeschichten noch bis vor wenigen Jahren als nicht gesellschafts- und geistesfähig verpönt waren, erklären heute Philosophen, Theologen, Ingenieure, Wirtschaftsführer und Künstler offen ihre Freude daran.“*

*(Die neue Zeitung, Mai 1949)*

Nachstehend nennen wir einige ansprechend und gut ausgestattete Romane, die auch dem anspruchsvollen Leser Freude und Unterhaltung vermitteln werden. „Es sind, ohne Übertreibung, eine der besten Kriminalromane, die je veröffentlicht wurden“ (lt. Urteil der englischen Presse):

*Francis Iles: Vorsätzlich*

*Raymond Chandler: Einer weiß mehr*

*Samuel W. Taylor: Der Mann mit meinem Gesicht*

*Emile Gaboriau: Die Witwe Lerouge*

Jeder Band etwa 340 Seiten, Halbleinen, Silberfolie DM 5.80.

Sollten Sie besondere Bücherwünsche haben, der *Buchversand „Die neue Zeit“* liefert Ihnen jedes Buch (Angabe von Verfasser, Titel, Einband und möglichst auch Verlag, am billigsten auf Zahlabschnitt mit Vorkasse) porto- und verpackungsfrei. „Gefährten“- und „Sonnenstrahl“-Gutscheine werden in Zahlung genommen.

*Buchversand Die neue Zeit Lauf (Pegnitz)*

*Postscheckkonto Nürnberg 8896*